tragende hat das Heft in der Hand, und da es ihm gelingt, es unsichtbar zu machen (wie ein Schnupftuch während Lears Fluch), so kann ihm, wiewohl und weil er ohne darstellerische Vorarbeit an die Arbeit geht, kein Wort den Ausdruck versagen; denn er spricht inwendig. Nicht Gedächtnis, sondern Geistesgegenwart ist das Element, aus dem auf dem Podium geschöpft wird.

*

Nachschrift. Hierin fehlt noch die Erläuterung des Zugeständnisses, »daß jede Vorlesung eines Werkes die Probe zu der folgenden desselben Werkes ist« — was ja auch eine Art Studium, wenngleich vor Augen und Ohren, bedeuten würde. Das wäre zwar nur eine Bestätigung der Angabe, daß der Leistung keine Vorübung vorangeht; niemals könnte die Wirkung des »zweitenmal« etwa dadurch schon beim »erstenmal« sich einstellen, daß der letzten Probe noch eine allerletzte gefolgt wäre. Doch der Unterschied der Wirkung auf diejenigen, die der Wiederholung beiwohnen, ist gleichwohl nur ein scheinbarer. Er ist das Verdienst des Hörers, dem Musik und Wort bereits »eingegangen« sind, in dessen Ohr die Melodie, vor dessen Auge die Gestalt schon »vorgesprochen« hat; und solche erhöhte Bereitschaft kann naturgemäß auch auf die Leistung positiv zurückwirken, etwa in dem Maße, als ein sicht- oder fühlbarer Fremdkörper in der ersten Reihe sie, auch beim zehnten Mal, beeinträchtigen könnte. Wenn es hier eine Meßbarkeit gibt (und nicht bloß vielfache »atmosphärische« Bedingtheit), so wird ein Wachstum der darstellerischen Kraft als solcher tatsächlich nur binnen Jahren evident. Der Vortragende weiß und darf sagen, daß er Drama und Musikdrama heute, ohne daß im einzelnen Fall eine private (oder die öffentliche) Probe vorangegangen wäre, weit stärker als vormals zur Geltung bringt. Das kam nicht durch die Übung, sondern war da. Der Eindrucksunterschied zwischen einer ersten Vorführung jedoch und der ihr rasch folgenden zweiten ist kein anderer als der zwischen der ersten Lektüre eines Schriftwerkes und der zweiten, die (noch lange nicht hinreichend) den Geist des Lesers bereit findet, den Gedanken zu empfangen und seiner stilistischen Führung zu folgen. Der Vergleich stimmt höchstens darin nicht, daß das geschriebene Werk von Empfäng-

genden Gründen, als die »letzte öffentliche« angekündigt war (vielleicht hatten sie überhaupt bloß »letzte« verstanden); die Wiederholung interessierte sie nicht mehr, sie hätten aber vielleicht mit dem dazwischen gebrachten Nestroy vorlieb genommen, wäre er als die »erste nichtöffentliche Vorlesung« angekündigt worden. (Ein Experiment in dieser Richtung soll einmal gemacht werden.) Die kunstliebenden Hörer jedoch, die bei der Premiere entzückt waren wie noch bei keinem Offenbach und eben darum das Meisterstück zum zweitenmal hören wollten, vergaßen den ersten Eindruck, fanden ihn jedenfalls weit zurückgedrängt vom zweiten. Der Vortragende hatte schon damals nicht, wo der Beifall stürmte, gleich unserm Kapitän, das Gefühl: »Wir kämpfen gegen die See«. Nämlich er und der Hörer. Gleichwohl hat es dieser beim zweiten Mal leichter, und so mag ihm der, der für eine Naturleistung anerkannt wird, wie dem Wallenstein erwidern: »Das Werk des Elements, mit dem Sie (bei der Premiere) kämpften, nicht mein Verdienst, Herr Herzog!« (Hier könnte sich freilich der Kapitän einmischen: »Den Admiralshut rißt Ihr mir vom Haupt.« »Ich komme, eine Krone drauf zu setzen.« So fühlt sich der Hörer entschädigt, dem leider die Natur die Möglichkeit versagt hat, ein Stück gleich zum zweitenmal zu hören, weshalb er fürs erste Mal eine öffentliche Generalprobe in Kauf nehmen muß. Und das ist auch jede folgende Vorlesung für den, der sie nur einmal hört; es sei denn, er würde von der Stimmung der Kenner mitgerissen.) Der Glaube nun, daß eine bessere Leistung des Darstellers schuld am vermeintlichen Wachstum sei, das Nichtwissen des Hörers um das eigene Verdienst, die eigene Errungenschaft, um den Vorteil des bereits Mitgebrachten — all dies gesteigert bis zur Undankbarkeit gegen den ersten Eindruck: eben hierin ist ein richtiges Theatergefühl vorhanden, das auch den zweiten Eindruck dem dritten preisgeben wird und vermutlich vor einer Identität phonographischer Beweise erstaunt wäre. Manche sagten, es wäre ihnen »wie neu« gewesen, sie hätten es »nicht wiedererkannt«. Wie kam das? Es war ihnen nicht neu, sie erkannten es wieder.

**3. Januar 1936:**

**Nestroy: Eisenbahnheiraten oder Wien, Neustadt, Brünn.**

Nichtwissen des Hörers um das eigene Verdienst, die eigene Errungenschaft, um den Vorteil des bereits Mitgebrachten —[dies gesteigert bis zur Undankbarkeit gegen den ersten Eindruck ←: eben hierin ist ein richtiges Theatergefühl vorhanden, das auch den zweiten Eindruck dem dritten preisgeben wird und vermutlich vor einer Identität phonographischer Beweise erstaunt wäre. Manche sagten, es wäre ihnen »wie neu« gewesen, sie hätten es »nicht wiedererkannt«. Wie kam das? Es war ihnen nicht neu, sie erkannten es wieder.

3. Januar 1936:

Nestroy: Eisenbahnheiraten oder Wien, Neustadt, Brünn.

Programmnotiz:

Die Musik zu diesem leider verschollenen Kulturbild aus der Zeit der ersten Eisenbahnen wird improvisiert. Die Bearbeitung betrifft — außer unwesentlichen Strichen und Füllungen — wieder (wie bei »Liebesgeschichten und Heiratssachen«) die Aktschlüsse, deren erster durch eine Weglassung den stärkern Ton, deren zweiter und letzter den ihm nestroyisch gebührenden gesanglichen Ausklang erhalten. Hier wie häufig nach einem so einfallsreichen Dialog hat sich der Autor damit begnügt, daß ihm »im Orchester eine heitere Musik einfällt«. Solch ein Ersatz würde für das Podium des Vortrags nicht zureichen. (Dieweil, auch für diesen Zweck, bei einer ernsthaften Posse wie dem »Zerrissenen« die entsprechende Untermalung der gesanglichen Ergänzung vorzuziehen ist.) Darüber hinaus stellt sich jeder dramaturgische Eingriff in ein Werk Nestroys als frecher Übergriff dar. Erneuerung oder Aktualisierung — die kürzlich mit dem entzückenden »Talisman« bis zur Unkenntlichkeit vorgenommen wurde — ist einzig als Zutat zu den Couplets denkbar, deren Strophen, als Zeitstrophen von damals, oft stofflich wie gedanklich antiquiert und daher unverständlich sind, während ihr geistgeborner, nie veraltender Refrain jeder Gegenwart die Spitze bietet. Der geringste Versuch jedoch, der Zeit auch den Dialog anzupassen, würde ein Gesetz zum Schutze von Sprachdenkmälern erforderlich machen. Die tschechische Nation soll derartiges bereits haben, weil sie, obschon den Gefahren

politischer und journalistischer Irreführung gleich jeder ausgesetzt, sich doch ihre Zuneigung zur Sprache bewahrt hat, wie selbst der Nestroysche »Zopak«, der nur die fremde mißhandelt, an mancher Stelle liebenswürdig dartut. Sie würde an Vrchlicky nicht rühren lassen. Anderswo ist es möglich, daß eine Ofenfirma beharrlich Goethes Nachtlied verhunzt und eine deutschgesinnte Presse daran das Geld verdient, das sie und jene als Strafe zu bezahlen hätten.

*

Auf dem Programm vom 31. Mai (Zum ersten Mal: »Eisenbahnheiraten«, siehe Nr. 909—911, S. 7) fehlt die im Verzeichnis der Schroll-Ausgabe nicht mitgeteilte, aber einer dort zitierten Kritik zu entnehmende Besetzung der Therese mit Dlle. Rionde.

---

10. Januar:

(Zur Wiederherstellung nach den letzten Inszenierungen des Burgtheaters)

Zum 20. Male

König Lear

(Aus der Ouvertüre zu »Iphigenie in Aulis« und Zelt-Musik)

---

20. Januar:

(Gegen die Entehrung des Originals)

Nestroy: Der Talisman

Auf dem Programm der Satz des Titus, bei dem »dem Auditorium das Lachen nicht abzugewöhnen ist« (siehe S. 69)

---

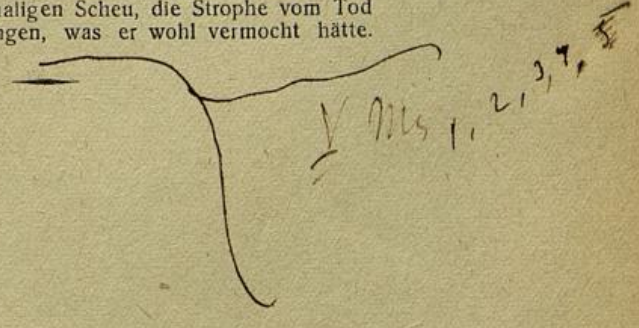
28. Januar, auf Einladung der Urania, Großer Saal:

Raimund: Der Verschwender

Auf dem Programm der in der Bibliothek der Stadt Wien gefundene Theaterzettel vom 18. Januar 1863 und eine Notiz dazu, ähnlich der vom 31. März 1935 (siehe Nr. 909–911, S. 50 f.: »Verschwenderisches Theater«); sie endet mit der Stelle über Girardi, welche nun lautet:

— — unvergeßlich als junger wie als alternder Valentin: erschütternd in der Szene des Wiedersehens, ergreifend im Hobellied — auch mit der jedesmaligen Scheu, die Strophe vom Tod zu vollem Ausdruck zu bringen, was er wohl vermocht hätte.

---



politischer und journalistischer Irreführung gleich jeder ausgesetzt, sich doch ihre Zuneigung zur Sprache bewahrt hat, wie selbst der Nestroysche »Zopak«, der nur die fremde mißhandelt, an mancher Stelle liebenswürdig dartut. Sie würde an Vrchlicky nicht rühren lassen. Anderswo ist es möglich, daß eine Ofenfirma beharrlich Goethes Nachtlied verhunzt und eine deutschgesinnte Presse daran das Geld verdient, das sie und jene als Strafe zu bezahlen hätten.

*

Auf dem Programm vom 31. Mai (Zum ersten Mal: »Eisenbahnheiraten«, siehe Nr. 909—911, S. 7) fehlt die im Verzeichnis der Schroll-Ausgabe nicht mitgeteilte, aber einer dort zitierten Kritik zu entnehmende Besetzung der Therese mit Dlle. Rionde.

---

10. Januar:

(Zur Wiederherstellung nach den letzten Inszenierungen des Burgtheaters)

Zum 20. Male

König Lear

(Aus der Ouvertüre zu »Iphigenie in Aulis« und Zelt-Musik)

---

20. Januar:

(Gegen die Entehrung des Originals)

Nestroy: Der Talisman

Auf dem Programm der Satz des Titus ~~bei dem~~ »dem Auditorium das Lachen nicht abzugewöhnen ist« (siehe S. 69)

---

28. Januar, auf Einladung der Urania, Großer Saal:

Raimund: Der Verschwender

Auf dem Programm der in der Bibliothek der Stadt Wien gefundene Theaterzettel vom 18. Januar 1863 und eine Notiz dazu, ähnlich der vom 31. März 1935 (siehe Nr. 909 – 911, S. 50 f.: »Verschwenderisches Theater«); sie endet mit der Stelle über Girardi, welche nun lautet:

— — unvergeßlich als junger wie als alternder Valentin: erschütternd in der Szene des Wiedersehens, ergreifend im Hobellied — auch mit der jedesmaligen Scheu, die Strophe vom Tod zu vollem Ausdruck zu bringen, was er wohl vermocht hätte.

---

Nachzutragen ist, daß Bernhard Baumeister — zwar ein treuer Diener seines Herrn, aber kein Valentin — die Rolle, nach der Absage in der Galavorstellung des Theaters an der Wien, wo Friese ihn ersetzte, später doch einmal im Carltheater, ohne Erfolg, gespielt hat.

*

Auf die Administrierung des von der Urania veranstalteten Vortrags konnte, wie sonst bei Vorträgen, die nicht im eigenen Bereich erfolgten, kein Einfluß genommen werden. Das Schweigen der Faktoren, auf deren Sprechen der denkbar geringste Wert gelegt wird, könnte diesmal, in Wien zum erstenmal, vermutlich nicht mit der Vorenthaltung von Referatkarten begründet werden. Ob sie diese zurückgesandt haben, entzieht sich der Erforschung; manche quittierten schon im vorhinein, indem sie die Tatsache des Vortrags aus der Gesamtanzeige herausfälschten. Nicht nur als Gegenbild zu dem, was hier als Wiener Publizistik in grellste Nichterscheinung trat; nicht nur als Pendant zu der Ansicht der ‚Wiener Zeitung' über das Wundertheater des Magiers (S. 10 ff.) verdient das Nachstehende ~~(30. Januar)~~ seine Bewahrung über den Tag hinaus; sondern vor allem als Beweis dafür, daß es in der verschmutztesten Region öffentlicher Meinung, wo Ignoranten schalten dürfen, die nach dem Hingang des Theaters auf die Welt kamen, noch Verantwortlichkeit gibt, Beziehung zum verlorenen Wert und insbesondere eine zu den Sphären Raimund und Nestroy, an denen heutiges Bühnenwesen zugleich mit vandalischen und spekulativen Absichten beteiligt ist. Der Nachdruck erfolgt trotz dem Bewußtsein, daß der Druck im Organ der Bundesverwaltung auf den notorischen Entschluß des Herausgebers der Fackel, »sich gleichschalten zu lassen«, zurückgeführt werden könnte, eine Version, zu der freilich die benachbarte Kritik jetziger Burgtheaterkunst einen »Widerspruch« bildet, so daß sich im Ganzen vielleicht doch die Anschauung ergeben möchte, daß die ‚Wiener Zeitung' — ungeachtet der menschlichen Fälle, wo Gönnerschaft die Könnerschaft ersetzen muß — die reinlichste und vom Verleger unabhängigste Wiener Zeitung sei. (Natürlich wird solche Einsicht nicht bei jenen »totalen Büffeln« Platz greifen, die im Gegensatz zu den Nestroyschen alles eher als »die heftigste Antipathie

gegen die rote Farb' zeigen«.) Nein, es ist — außerhalb des Gebietes, wo Begriff und Wort »Gleichschaltung« entsprangen — keine »Diktatur« vorstellbar, die auf ihr Amtsblatt einen Druck ausübte gleich dem Nichtdruck, zu dem öffentlich Meinende einem privaten Verlegerklüngel gefügig sind und der noch niemals in der Geistesgeschichte anschaulich wurde wie in diesem Falle. Längst die nackte Gewalt darweisend, zu der sich die Freiheit des Worts gebrauchen läßt, einigt er heute alle nicht mehr vorhandenen Parteien zu dem stummen Bekenntnis der Parteilichkeit.

Armin Friedmann

**Karl Kraus liest Ferdinand Raimund**

Bericht und Betrachtung, nicht Kritik

In dem lückenlos besetzten großen Uraniasaal las Karl Kraus das Originalzaubermärchen vom »Verschwender«, einem idealen, von ihm erzogenen, hingebungsvoll aufmerksamen Publikum vor, das den leisesten Andeutungen seines künstlerischen Willens zu folgen vermochte. Der Vortragende beherrschte seine Hörerschaft mit Blick, Miene und Geste, sie war ihm ein rein gestimmtes, williges Instrument. Das nun 102 Jahre alte Stück war nie unsterblicher als in dieser kongenialen vergeistigten Verlautbarung. Sinnloser und sinnwidriger Dramaturgenunfug, der sich durch Streichungen, Kürzungen und Umstellungen an dem Text versündigt hatte, wurde ad absurdum geführt. Vorsichtige Retuschen, nötige Wiederherstellungen von zu Unrecht Weggelassenem verstärkten die Wirkung. Keine einzige Szene nahm die pietätvolle Nachsicht der gespannt mitgehenden Hörerschaft in Anspruch; auch wurde kein Anerkennungszins schuldigen literarischen Respekts eingefordert. Jeder Auftritt erstrahlte, weithin leuchtkräftig, in magischer Transparenz. Das Zaubermärchen war durch das schöpferische Zauberwort eines großen Magiers zu neuem blühendem Dasein erwacht. Der Vorleser streifte von der Phantasie des Dichters jede sie hemmende theatralische Fessel ab, und alle Grottenbahnromantik der Schaubühne versank. Man fühlte sich befreit von verkitschtem szenischem Plunder und stieg beglückt zu reineren Sphären der Sinnlichkeit und Besinnlichkeit auf, gerufen und geführt von einer Stimme von schicksalhaftem Erzklang, die sich lyrisch-lind zu sänftigen vermochte.

Magie des Wortes wirkte reichste Fülle holdester Wunder.

Übliche Kritik zu leisten, hohlgeschliffene Richtschwerter zu schwingen, wäre hier unangebracht; freudige Dankbarkeit ist einzig am Platz.

Kraus kommt von Nestroy zu Raimund zurück, von dem großen Satiriker Johann Nestroy, der ihm so wesensnah ist in seiner unerbittlichen kompromißlosen Schärfe, in seiner witzfunkelnden, fechterischen Dialektik und in seinem sprachschöpferischen Ingenium. Nestroys Einfälle sind immer zugleich auch Ausfälle, und vielleicht ist gerade deshalb Karl Kraus der berufene Nestroy-Sprecher. Da ist es nun wahrhaft bewundernswürdig, wie Kraus mit seinen Nestroy-Impulsen, Nestroy-Affinitäten, Nestroy-Instinkten, mitten aus seiner Nestroy-Geistigkeit heraus an Ferdinand Raimund herantritt, sich ihm akkommodiert, sich auf ihn umstellt, wie er den Nestroy im Raimund entdeckt. Könnte nicht Nestroy die Rolle des schwindelhaften Baumeisters Sockel für Freund Wenzl Scholz geschrieben haben? Wäre der posierende Naturfreund Chevalier Dumont nichts für den sympathischen Gönner Direktor Carl gewesen? Karl Kraus' girardesker Valentin hat einen Brief vom Kollegen Leim bekommen; nachtwandlerisch sicher wird ein feiner Faden gedreht, der führt von Raimund zu Nestroy, hin und auch wieder zurück. Nestroy hat viel Raimund gespielt — Rappelkopf, Longimanus, Tutu, Florian —, Raimund keine einzige Nestroy-Rolle.

War Nestroy impulsiv und aggressiv, so ist Raimund meditativ und kontemplativ. Den dadurch bedingten Tempounterschied fühlt Karl Kraus stärker als wir alle; deshalb läßt er sich auch von den Begebnissen nicht treiben und jagen, gibt sich gern breiterer Danhauserisch ausmalender genrehafter Behaglichkeit hin, ohne sich deshalb je von der Dichtung ins Schlepptau nehmen zu lassen. Das Bettlerlied formt er zu einem gewaltigen Mahnruf des Elends aus und für die betreßte Munterkeit des Valentin hat er alles in seiner unbegreiflichen Kehle bereit. Wie er Solo — Chor singt, bleibt ein akustisches Wunder für sich. Das Hobellied blüht ihm wurzelwarm herauf. Der letzten Strophe gibt er eine Dämonie, die vor ihm keiner gab. Sein Tod winkt wirklich schauervoll liebreich, einladend-unerbittlich: »Brüderl kumm.« Und die poetische Cheristane-Pandora ist so echt wie seine wienerisch resche Rosel oder sein unübertrefflich groteskes altes Weib, das wirklich aus der holländischen Schule ist, obwohl es gar keine besucht hat. Man sieht den alten Schwan schwanken. In der Evokation des Azur rauscht grandiose Feierlichkeit auf, die mächtig ergreift, und sie wird noch erhöht durch unbegreiflich wundervolle malende Handbewegungen, aus dem gelockerten Gelenk herausgeschleudert, die das Aufzüngeln der Flamme und das Wallen der blauen Dämpfe veranschaulichen.

Selbst die kleinen und kleinsten Röllchen noch, die von wenigen Sätzchen bloß, der mürrische alte Gärtner, der Juwelier, der Präsident, der Baron Flitterstein, sogar das Baby, die kleine Pepi, wurden mit letzter Meisterschaft und Vollkommenheit gebracht, unvordringlich in das Gesamtbild eingebaut. Der Vortrag hatte seine Tiefenwirkung, weil er Perspektive hatte, Luft- und Linearperspektive, akustische Perspektive. Die Wiedersehensszene mit dem berühmten »Mein gnä-

diger Herr!« erschütterte durch stilvolle Einfachheit. Und Valentins Räuschlein im zweiten Akt war auch nicht von schlechten Eltern.

Überall größte Vollkommenheit, spielerische Leichtigkeit und zwanglose Selbstverständlichkeit der Produktion. Geistige Beherrschung und stoffliche Durchdringung vereinigten sich mit komödiantischer Hochkultur von einmalig phänomenaler Ausprägung zu beglückendem Erlebnis.

Nicht ohne Absicht scheint hier, und nicht bloß weil es ein Zauberstück ist, öfter von Magie die Rede zu sein. (Wiewohl ein Bleistift das einzige Requisit gebildet hat: für Parapluie und Degen, Ruder und Terzerol, Hobel und Hammer, Zauber- und Bettelstab.) Auch dürfte es kaum einen andern Wiener Kritiker geben, der, wenn ihm der Chef den Besuch erlaubte, dem Vortrag die Bearbeitung, die »nötigen Wiederherstellungen«, ja die »vorsichtigen Retuschen« abzumerken vermöchte. Tatsächlich sind, außer Änderungen und Zusammenziehungen in Prosa und gehobener Prosa, etliche Versvarianten feststellbar, die bei Gelegenheit veröffentlicht werden sollen.

## Der Humor tritt in seine Rechte

Die ‚Reichspost' ist in der Lage, das Folgende zu verraten:

— — Die Künstlerschaft, vereinigt in der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens, hat ihrer Phantasie keine Zügel angelegt und Wunderdinge für das traditionelle Gschnasfest geschaffen — — die »Vereinigten Staaten von Gschnasurien«, »A—zien« . . »Papagonien«, die »Ravagei«, »Mondafonien«, belebt von Mondafonier Rindern, einer Abart der Mondkälber, und andere Phantasiestaaten — — der Spanische Saal nimmt »Gorgonopolis, die Hauptstadt von Zerritschhagien« auf, eine gruselige Angelegenheit, von Professor Gorgon, Franz Windhager und Professor Zerritsch ausgedacht. »Hooruckasien« — Entwurf Prof. Sturm-Skrla — zaubert den Erdbewohnern ein Land der erfüllten Wünsche vor. — — Maler Strohhofer wartet mit Blumen auf, wie sie noch keine Schau zeigte — — nicht zuletzt auch das launig ausgestattete »Verkehrts-Bureau«, verraten eine Fülle köstlicher Einfälle. — —

Weltkrieg, Revolution, Bolschewismus, Drittes Reich, Abessinien — nichts, nichts hat daran etwas ändern können; und am wenigsten sechsunddreißig Jahre ‚Fackel'.

## Neufassung

Gegen Aufnahme und Verunstaltung von Gounods Ave-Maria durch ein »Funkkabarett« der Ravag hat sich die ‚Reichspost' — die mit der Schändung des Nestroyschen »Talisman« (und deren Verbreitung durch den Rundfunk) ganz einverstanden war — mit Recht gerührt und bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrückt:

> Überhaupt muß einmal festgestellt werden, daß durch die sogenannten Funkpotpourris wiederholt bedeutsame musikalische Werke in einer Weise wiedergegeben werden, die scharfe Ablehnung hervorruft. Auch für Kompositionen sollte es eine Art Denkmalschutz geben.

Ein frommer Wunsch, der die Ravag nicht hindern wird, wieder einmal das angeblich Offenbachsche Werk »Der Goldschmied von Toledo« — da es über hundert echte gibt — vorzuführen und auch jene Verarbeitung unter dem grauslichen Titel »Aus Offenbachs Musterkoffer«. (Inzwischen ~~am 19. Jänner.~~) Zu der Stelle auf S. 2 in Nr. 916, die sich auf den Unfug bezieht, wird die ‚Fackel' an einen im Buchhandel nicht mehr erhältlichen Druck erinnert: »Der Aufstieg des Kölners Jacques Offenbach, ein Musikerleben in Bildern von Hans Kristeller« (1931, Adalbert Schultz Verlag Berlin), eine wohlgemeinte Zusammenstellung von entzückenden alten Photographien, Schriftstücken etc., deren verbindender Text freilich kleine Irrtümer enthält und deren Reihe durch modische Einschübe leidet. In diesem Buch nun wird, mit Abbildung des Titelblattes jener »Fantasie«, der Kontrast gestellt:

> Die Gegenwart sieht ein geschäftiges Getue von Verflachern, die den Komponisten etwa dadurch zu »beleben« trachten, daß sie ihn mit seiner Musik im Musterkoffer auf die Geschäftstour schicken, hoch über ihnen aber wirkt . ., der mit feinster Einfühlung in den Geist der Offenbach'schen Werke eindringt, als prominentester Vertreter einer echten »Offenbach-Renaissance«.

Der wohlmeinende Autor hat leider nicht bedacht, daß der Begriff eines prominenten Vertreters gleichfalls dem Gebiet der Geschäftstouren zuständig ist. Daß man aber Denkmalschutz auch für Produkte des laufenden Jahrhunderts ansprechen möchte, ist einer Überraschung der Ravag zu verdanken. Ein einziges neuwienerisches Lied nämlich — der Generation uralt vorkommend — gibt es,

das wirklich eine Verbindung mit Wiener Blut und Boden — im unpreußischesten Sinne — unterhält (mit einem edleren Ton von Unterhaltung), nämlich das von dem Wein, der sein wird: »und mir wer'n nimmer sein«, und von den schönen Maderln, die's geben wird: »und mir wer'n nimmer leben«. Das Inventar einer kleinen Weltanschauung ist darin, aber doch eben einer; heiter resignierendes Lebensgenießertum, in der Zusammenstellung der Genüsse weit weniger peinlich, als die zwischen der Wartburg und Gablonz gepflogene Absage an den, der nicht liebt Wein, Weib und Gesang; und im Gesang von einer lieben Melancholie, die wie ein Bißchen von der Todesstimmung der Valentin-Girardi-Strophe schmeckt. Ist es nun an und für sich kaum hinzunehmen, daß »Duettisten« so etwas heruntersingen, so traut man seinen Ohren nicht, wenn sich plötzlich die optimistische Note, zu der sich die Ravag offenbar verpflichtet fühlt, auf die folgende Art in den Gesang einmischt:

Es wird ein Wein sein, und mir wer'n a no sein!
's wird schöne Maderln geben, und mir wer'n a no leben!

Ein Anfall nicht bloß aufs Ohr, sondern aufs Gehirn, indem ganz gegen die Absicht des Optimisten, der diese Neuerung beschlossen hat, ausgedrückt wird, daß jetzt kein Wein ist, daß es jetzt keine schönen Maderln gibt, und daß der Wiener, wenngleich mit sicherer Aussicht, auf all das warten muß (und, weil er nicht untergeht, auch warten kann). Aber in dem Lied ist keine Spur von Durchhalterei, sondern bloß die Trauer um das, was »noch« sein wird, wenn wir nimmer sind, und was wir als Lebende, die es haben, schmerzlich schon im Voraus vermissen. Klar geht freilich aus dem Fall hervor, daß wir noch sind und a no sein werden, wenn auch nicht die letzte Beziehung zu einem Wert mehr vorhanden sein wird und ist. Daß es selbst im Kulturbereich dieses Jahrhunderts die Möglichkeit einer Verschandlung gibt, stellt nun nicht die gewünschte optimistische Stimmung her, sondern im Gegenteil eine Melancholie, an die der Inhalt des Lieds nicht hinanreicht. Von solcher Verstimmung wäre man etwa auch durch die Remedur nicht zu befreien, daß mei Mutterl keine Wienerin war, sondern ist und sein wird.

## Unterhaltungskonzert

bietet immer Abwechslung:

— Jacques Offenbach: Ouvertüre zur Operette »Die Prinzessin von Trapezunt« — — Roman Domanig-Roll; Alt wer'n ma sein, aber drahn wer'n ma no!

Übrigens wird dort ja auch gedreht, wenngleich nur der Teller.

---

## »Werfel-Film wird nicht gedreht«

Gleich neben einem der allwöchentlichen Artikel, in denen jene Rassenschande angeprangert erscheint, die den Begriff ausheckte und bis zur Tollwut verfolgt, wird Geschrei gemacht über die allerdings verblüffende Anomalie, daß der Werfel »nicht gedreht« wird. Zuerst Geschäker:

Schon vor Monaten kabelte man ihm ein Honorar von 20.000 Dollar. Eine Kleinigkeit, für die Greta Garbo nicht einmal von der Couch aufstehen würde.

Couche! (sprich: Kusch!)

Alles, was Werfels Anwesenheit in Hollywood an besonderem Reklamewert noch abgeworfen hätte, wäre ihm natürlich extra bezahlt worden. Aber jetzt ist Schluß damit!

Leider doch nicht. Mitleid und Empörung der Welt werden aufgerufen, weil er jetzt dasteht oder vielmehr

einstweilen noch in New-York sitzt bei den Proben seiner Bibeltragödie »Der Weg der Verheißung«.

Und deren Land, Hollywood, nicht erblicken wird. Die Metro-Filmgesellschaft läßt, weil die Türkei protestiert hat,

den ganzen armenischen Freiheitskampf nicht einmal vor die Kamera: Schluß!

Leider nicht.

Es ist das Erlebnis eines Freiheitsdichters, der von aller Metierpolitik jederzeit himmelweit entfernt war.

Sein Erlebnis ist der armenische Freiheitskampf? Nein, der Vertragsbruch der Metro-Filmgesellschaft. Mit starker Ironie wird dieser Gesellschaft (in der Branche kurz »die Metro«), welcher

doch Freiheitskämpfe stagelgrün aufliegen und die bloß nach dem bunten Stoff geschnappt hatte, der Rat erteilt:

man soll sich mit Dichtern nicht abgeben.

Ohne daß aber auch den Dichtern der Rat erteilt wird, sich mit der Metro nicht abzugeben. Im Gegenteil wird der Märtyrer der armenischen Freiheit, himmelweit entfernt von aller Metierpolitik, für fähig gehalten, mit einem gleichfalls goldenen Mittelweg einverstanden zu sein, um der völligen Unterdrückung durch eine tyrannische Metro zu entgehen:

Es wäre zweifellos leicht gewesen, das Milieu dieser Filmaufnahmen zu verlegen, Zeit und Ort zu wechseln, äußerlich und formal also jenem offiziellen Protest die Spitze zu nehmen.

Wie einfach für beide Vertragsteile: man verlegt und wechselt, und warum soll der Dichter nicht einverstanden sein, der, trotz deutscher Verhinderung, schon am Roman dick verdient hat?

Aber diese Hollywooder Filmdollarkönige wissen und verstehen sehr gut, daß es sich gar nicht um die Armenier handelt, sondern um die Seele ihres Geschäftes. Um die Internationalität des Kitsches, nicht der Wahrheit.

Und offenbar auch des Blödsinns. Denn wenn sie jenes wissen, warum hat so ein Dollarkönig nicht dem Dollarhöfling empfohlen, die Wahrheit nebst Männerstolz zu verkaufen, das Armenische zu entfernen und den Kitsch internationaler zu halten? Ihm selbst wird doch die Einsicht zugetraut, »daß es sich gar nicht um die Armenier handelt«. Es handelt sich auch nicht um die Juden, über deren Schicksal hinweg die Durchsetzung des Romans im Dritten Reich versucht wurde, die ja gelungen wäre, hätte sich nicht schon damals die Türkei eingemischt. Welche Gestalt von einem Freiheitsdichter, der im heutigen Deutschland bloß der türkischen Zensur ausgesetzt ist! Der als Paulus die Gunst genießt, nicht unter den Juden der Züricher Filiale erscheinen zu müssen, sondern im Hauptverlag Zsolnay zu verbleiben, der sich den Weg deutscher Verheißung geebnet hat, wie in der andern Musenbranche die Universal-Edition (die heute, sagen wir: heil-froh ist, daß ihr der ohnedies gebrochene Offenbach-Kontrakt entwunden wurde). Was dürfte aber nun geschehen?

Die Freiheitsstatue im New-Yorker Hafen sieht jetzt vermutlich mit einem ironischen Lächeln auf Franz Werfel herab.

Das wäre unter allen Umständen möglich. Doch warum speziell?

Die ausbezahlten oder vertraglich zugesagten Riesenhonorare werden auf Verlustkonto gebucht. Die Überzeugung eines Dichters und die Achtung einer Kulturwelt dazu.

Nun, falls diese noch ein unzertrümmertes Atom von Ehre hat, wird sie es doch vorziehen, wenn schon nichts anderes »gedreht« wird, es wenigstens ihrem Magen zu gönnen, bei dem Gedanken, daß solche Beschwerde in Tagen laut wird, wo »zum Schutze der deutschen Ehre und des deutschen Blutes« 35.000 Hausgehilfinnen die jüdischen Haushaltungen verlassen müssen und zum Schutz vor dem Verhungern in »Auffanglager« geschleppt werden. Sie wird, ohne tieferes Interesse für Hollywooder Wechselfälle, daran denken, daß wenige Kilometer von Leopoldskron die Vorstände jener Haushaltungen, die Rassengenossen von Freiheitskämpfern verhungern müssen, dieweil die Kulturschande beschrien wird, daß nunmehr — denn die »Metro« wird zu den gekabelten 20.000 noch was zulegen — auf jeden der »Vierzig Tage des Musa Dagh« bloß 1000 Dollar kommen.

## Rehabilitierung des »Faust«

Vor einigen Wochen stand der 15jährige Hilfsarbeiter Karl auf der Quellenstraße und las einigen Freunden aus Goethe vor. Zufällig kam ein Wachmann vorbei, hörte zu und fragte dann, woher er das Buch habe. Er wurde verlegen und gestand schließlich, daß er es aus einer offenstehenden Schrebergartenhütte entwendet habe. Bald hatte man den Eigentümer — einen Sandgrubenbesitzer — festgestellt, der das Buch seiner Tochter gekauft hatte. Richter: »Du siehst ja so brav und nett aus und auch dein Zeugnis ist tadellos, wie kommst du denn auf so eine Idee?« Karl: »Ich hab mir nicht anders helfen können, wie ich das Buch gesehen hab; ich interessier' mich so für Klassiker und wie soll ich zu einem anständigen Buch kommen, die Eltern und ich haben doch nichts.« Richter: »Wie bist du grad auf dieses Buch verfallen?« Karl: »Ich schwärm' so für Goethe, besonders für den »Zauberlehrling« und für einzelne Teile von »Faust«. Aber auch Schiller und Raimund hab ich sehr gern, nur krieg ich fast nie ein anständiges Buch.« Karl, der gut beschrieben wird und dessen Bildungseifer vom Gericht geglaubt wurde, erhielt nur einen bedingten Schuldspruch.

Das tut ordentlich wohl nach den Salzburger Festspielen! Die Adresse des Knaben konnte beim Jugendgerichtshof erfragt werden, der eine Unterstützung durch Lektüre wärmstens empfahl. Für die Handschrift des Magiers hat sich bisher kein Lord gefunden, und — Mißerfolg oder Erfolg? — Autographenfachleute erklären, daß der Wert weit hinter dem Weltruhm des Urhebers zurückbleibe und bloß im Abdruck durch die Fackel bestehe (während die sensationelle Enthüllung der Kommisnatur ja schon um den Preis des Heftes zu haben ist, das sie enthält). Gleichwohl hat die Buchhandlung R. Lanyi — der die Adresse des echteren Faust-Schwärmers bekannt ist — für die Handschrift einstweilen den Betrag von 25 Schilling bezahlt, welcher gerade die Selbstkosten einer Goethe-Ausgabe erreicht, die dem Knaben zugewendet wurde. (Wie von anderer Seite einige Raimund-Bände.) Ein etwaiger Mehrerlös aus dem Verkauf des Autographs wird gemäß der ursprünglichen Ankündigung Schauspielern überwiesen werden, denen es bisher nicht gelungen ist, durch die Ahnungslosigkeit von Geldgebern zu reüssieren. Der Löwenanteil gebührt dem Knaben, der — solche Kontraste gibt's nur an meiner Front — Altersgenossen auf staubiger Straße mit eben den Mysterien beschenkt, mit denen gleichzeitig ein tüchtiger Magier Snobs und Schmöcke im Grünen ködert. Wollte aber der Weltfreund Werfel, einst Gastfreund Rintelens, sich weiterhin erlauben, in seine Enthusiasmen für den Geschäftsfreund Häkeleien (deren Wettbewerb das ‚Prager Tagblatt' ausschreibt) gegen einen vormals Angebeteten zu flechten, so wäre die einschüchternde Wirkung (mit Hilfe des Neuen Wiener Journals) nur gering. »Betretungssüchtige Schulmeisterei« bleibt unbelehrbar. Es könnte ihr die kultursatirische Lust nicht hemmen, religiöse Inbrunst dabei zu betreten, wie sie in einer Konferenz »auf Leopoldskron«, vor sprachlosen Zeugen, ihre finanzielle Sicherstellung begehrt, und den Weg der Verheißung als die Karriere zu beschreiben: ~~von einem~~ Sturm auf die Bastille des Bankvereins bis zu lukullischen Mahlen, von einer Anrede an die Schweizer Arbeiterschaft bis zu der an einen Kardinal; kurzum: diese Penetranz ins Bodenständige — nach mißglückten Bestrebungen, Blut und Boden zu gewinnen — aus der Sphäre der ‚Reichspost' in die des ‚Prager Tagblatt' zurückzugeleiten. Oder gar, wenn mit dem Essen der Appetit wachsen sollte — was

hier nicht bloß Metapher ist —, den vollen Ertrag aus den Urschriften »unwandelbarer Treue und Verehrung« (in Prag hab ich schon eine Kollektion von Unwandelbaren) mit »allen guten Gefühlen des Herzens« einer proletarischen Jugend zu widmen, die auf der Straße etwa aus der Bibel vorliest. Auch für eine Entwendung des Buchs der Bücher hätte der Jugendgerichtshof mehr Verständnis als für dessen Fruktifizierung und den literarischen Aufschwung, der im Tagebuch eines für Österreich gefallenen edlen Dichters mit den Worten verzeichnet steht: »Mein Jugenderlebnis entwendet.«

Programmnotiz:

Die Musik zu diesem leider verschollenen Kulturbild aus der Zeit der ersten Eisenbahnen wird improvisiert. Die Bearbeitung betrifft — außer unwesentlichen Strichen und Füllungen — wieder (wie bei »Liebesgeschichten und Heiratssachen«) die Aktschlüsse, deren erster durch eine Weglassung den stärkern Ton, deren zweiter und letzter den ihm nestroyisch gebührenden gesanglichen Ausklang erhalten. Hier wie häufig nach einem so einfallsreichen Dialog hat sich der Autor damit begnügt, daß ihm »im Orchester eine heitere Musik einfällt«. Solch ein Ersatz würde für das Podium des Vortrags nicht zureichen. (Dieweil, auch für diesen Zweck, bei einer ernsthaften Posse wie dem »Zerrissenen« die entsprechende Untermalung der gesanglichen Ergänzung vorzuziehen ist.) Darüber hinaus stellt sich jeder dramaturgische Eingriff in ein Werk Nestroys als frecher Übergriff dar. Erneuerung oder Aktualisierung — die kürzlich mit dem entzückenden »Talisman« bis zur Unkenntlichkeit vorgenommen wurde — ist einzig als Zutat zu den Couplets denkbar, deren Strophen, als Zeitstrophen von damals, oft stofflich wie gedanklich antiquiert und daher unverständlich sind, während ihr geistgeborner, nie veraltender Refrain jeder Gegenwart die Spitze bietet. Der geringste Versuch jedoch, der Zeit auch den Dialog anzupassen, würde ein Gesetz zum Schutze von Sprachdenkmälern erforderlich machen. Die tschechische Nation soll derartiges bereits haben, weil sie, obschon den Gefahren politischer und journalistischer Irreführung gleich jeder ausgesetzt, sich doch ihre Zuneigung zur Sprache bewahrt hat, wie selbst der Nestroysche »Zopak«, der nur die fremde mißhandelt, an mancher Stelle liebenswürdig dartut. Sie würde an Vrchlicky nicht rühren lassen. Anderswo ist es möglich, daß eine Ofenfirma beharrlich Goethes Nachtlied verhunzt und eine deutschgesinnte Presse daran das Geld verdient, das sie und jene als Strafe zu bezahlen hätten.

*

**Auf dem Programm vom 31. Mai (Zum ersten Mal: »Eisenbahnheiraten«, siehe Nr. 909—911, S. 7) fehlt die im Verzeichnis der Schroll-Ausgabe nicht mitgeteilte, aber einer dort zitierten Kritik zu entnehmende Besetzung der Therese mit Dlle. Rionde.**

---

**10. Januar (Zur Wiederherstellung nach den letzten Inszenierungen des Burgtheaters):**

Zum 20. Male
König Lear
(Aus der Ouvertüre zu »Iphigenie in Aulis« und Zeit-Musik)

---

20. Januar (Gegen die Entehrung des Originals):
Nestroy: Der Talisman
Auf dem Programm der Satz des Titus, mit der Bemerkung, daß hier »dem Auditorium das Lachen nicht abzugewöhnen ist« (siehe S. 73)

---

28. Januar, auf Einladung der Urania, Großer Saal:
Raimund: Der Verschwender
Auf dem Programm der in der Bibliothek der Stadt Wien gefundene Theaterzettel vom 18. Januar 1863 und eine Notiz dazu, ähnlich der vom 31. März 1935 (siehe Nr. 909—911, S. 50 f.: »Verschwenderisches Theater«); sie endet mit der Stelle über Girardi, welche nun lautet:
— — unvergeßlich als junger wie als alternder Valentin: erschütternd in der Szene des Wiedersehens, ergreifend im Hobellied — auch mit der jedesmaligen Scheu, die Strophe vom Tod zu vollem Ausdruck zu bringen, was er wohl vermocht hätte.

*

Nachzutragen ist, daß Bernhard Baumeister — zwar ein treuer Diener seines Herrn, aber kein Valentin — die Rolle, nach Absage in der Galavorstellung des Theaters an der Wien, wo Friese ihn ersetzte, später doch einmal im Carltheater, ohne Erfolg, gespielt hat.

*

Auf die Administrierung des von der Urania veranstalteten Vortrags konnte, wie sonst bei Vorträgen, die nicht im eigenen Bereich erfolgten, kein Einfluß genommen werden. Das Schweigen der Faktoren, auf deren Sprechen der denkbar geringste Wert gelegt wird, könnte diesmal, in Wien zum erstenmal, vermutlich nicht mit der Vorenthaltung von Referatkarten begründet werden. Ob sie diese zurückgesandt haben, entzieht sich der Erforschung; manche quittierten schon im vorhinein, indem sie die Tatsache des Vortrags aus der Gesamtanzeige herausfälschten. Nicht nur als Gegenbild zu dem, was hier als Wiener Publizistik in grellste Nichterscheinung trat; nicht nur als Pendant zu der Ansicht der ‚Wiener Zeitung' über das Wundertheater des Magiers (S. 10 ff.) verdient das Nachstehende seine Bewahrung über den Tag hinaus; sondern vor allem als Beweis dafür, daß es in der verschmutztesten Region öffentlicher Meinung,

wo Ignoranten schalten dürfen, die nach dem Hingang des Theaters auf die Welt kamen, noch Verantwortlichkeit gibt, Beziehung zum verlorenen Wert und insbesondere eine zu den Sphären Raimund und Nestroy, an denen heutiges Bühnenwesen zugleich mit vandalischen und spekulativen Absichten beteiligt ist. Der Nachdruck erfolgt trotz dem Bewußtsein, daß der Druck im Organ der Bundesverwaltung auf den notorischen Entschluß des Herausgebers der Fackel, »sich gleichschalten zu lassen«, zurückgeführt werden könnte, eine Version, zu der freilich die benachbarte Kritik jetziger Burgtheaterkunst einen »Widerspruch« bildet, so daß sich im Ganzen vielleicht doch die Anschauung ergeben möchte, daß die ‚Wiener Zeitung' — ungeachtet der menschlichen Fälle, wo Gönnerschaft die Könnerschaft ersetzen muß — die reinlichste und vom Verleger unabhängigste Wiener Zeitung sei. (Natürlich wird solche Einsicht nicht bei jenen »totalen Büffeln« Platz greifen, die im Gegensatz zu den Nestroyschen alles eher als »die heftigste Antipathie gegen die rote Farb' zeigen«.) Nein, es ist — außerhalb des Gebietes, wo Begriff und Wort »Gleichschaltung« entsprangen — keine »Diktatur« vorstellbar, die auf ihr Amtsblatt einen Druck ausübte gleich dem Nichtdruck, zu dem öffentlich Meinende einem privaten Verlegerklüngel gefügig sind und der noch niemals in der Geistesgeschichte so anschaulich wurde wie in diesem Falle. Längst die nackte Gewalt darweisend, zu der sich die Freiheit des Worts gebrauchen läßt, einigt er heute alle nicht mehr vorhandenen Parteien zu dem stummen Bekenntnis der Parteilichkeit.

*

‚Wiener Zeitung', 30. Januar:

Armin Friedmann

**Karl Kraus liest Ferdinand Raimund**

Bericht und Betrachtung, nicht Kritik

In dem lückenlos besetzten großen Uraniasaal las Karl Kraus das Originalzaubermärchen vom »Verschwender«, einem idealen, von ihm erzogenen, hingebungsvoll aufmerksamen Publikum vor, das den leisesten Andeutungen seines künstlerischen Willens zu folgen vermochte. Der Vortragende beherrschte seine Hörerschaft mit Blick, Miene und Geste, sie war ihm ein rein gestimmtes, williges Instrument. Das nun 102 Jahre alte Stück war nie unsterblicher als in dieser kongenialen vergeistigten Verlautbarung. Sinnloser und sinnwidriger Dramaturgenunfug, der sich durch Streichungen, Kürzungen und Umstellungen an dem Text versündigt hatte, wurde ad absurdum geführt,

Vorsichtige Retuschen, nötige Wiederherstellungen von zu Unrecht Weggelassenem verstärkten die Wirkung. Keine einzige Szene nahm die pietätvolle Nachsicht der gespannt mitgehenden Hörerschaft in Anspruch; auch wurde kein Anerkennungszins schuldigen literarischen Respekts eingefordert. Jeder Auftritt erstrahlte, weithin leuchtkräftig, in magischer Transparenz. Das Zaubermärchen war durch das schöpferische Zauberwort eines großen Magiers zu neuem blühendem Dasein erwacht. Der Vorleser streifte von der Phantasie des Dichters jede sie hemmende theatralische Fessel ab, und alle Grottenbahnromantik der Schaubühne versank. Man fühlte sich befreit von verkitschtem szenischem Plunder und stieg beglückt zu reineren Sphären der Sinnlichkeit und Besinnlichkeit auf, gerufen und geführt von einer Stimme von schicksalhaftem Erzklang, die sich lyrisch-lind zu sänftigen vermochte.

Magie des Wortes wirkte reichste Fülle holdester Wunder.

Übliche Kritik zu leisten, hohlgeschliffene Richtschwerter zu schwingen, wäre hier unangebracht; freudige Dankbarkeit ist einzig am Platz.

Kraus kommt von Nestroy zu Raimund zurück, von dem großen Satiriker Johann Nestroy, der ihm so wesensnah ist in seiner unerbittlichen kompromißlosen Schärfe, in seiner witzfunkelnden, fechterischen Dialektik und in seinem sprachschöpferischen Ingenium. Nestroys Einfälle sind immer zugleich auch Ausfälle, und vielleicht ist gerade deshalb Karl Kraus der berufene Nestroy-Sprecher. Da ist es nun wahrhaft bewundernswürdig, wie Kraus mit seinen Nestroy-Impulsen, Nestroy-Affinitäten, Nestroy-Instinkten, mitten aus seiner Nestroy-Geistigkeit heraus an Ferdinand Raimund herantritt, sich ihm akkommodiert, sich auf ihn umstellt, wie er den Nestroy im Raimund entdeckt. Könnte nicht Nestroy die Rolle des schwindelhaften Baumeisters Sockel für Freund Wenzl Scholz geschrieben haben? Wäre der posierende Naturfreund Chevalier Dumont nichts für den sympathischen Gönner Direktor Carl gewesen? Karl Kraus' girardesker Valentin hat einen Brief vom Kollegen Leim bekommen; nachtwandlerisch sicher wird ein feiner Faden gedreht, der führt von Raimund zu Nestroy, hin und auch wieder zurück. Nestroy hat viel Raimund gespielt — Rappelkopf, Longimanus, Tutu, Florian —, Raimund keine einzige Nestroy-Rolle.

War Nestroy impulsiv und aggressiv, so ist Raimund meditativ und kontemplativ. Den dadurch bedingten Tempounterschied fühlt Karl Kraus stärker als wir alle; deshalb läßt er sich auch von den Begebnissen nicht treiben und jagen, gibt sich gern breiterer Danhauserisch ausmalender genrehafter Behaglichkeit hin, ohne sich deshalb je von der Dichtung ins Schlepptau nehmen zu lassen. Das Bettlerlied formt er zu einem gewaltigen Mahnruf des Elends aus und für die betreßte Munterkeit des Valentin hat er alles in seiner unbegreiflichen Kehle bereit. Wie er Solo — Chor singt, bleibt ein akustisches Wunder für sich. Das Hobellied blüht ihm wurzelwarm herauf. Der letzten Strophe gibt er eine Dämonie, die vor ihm keiner gab. Sein Tod winkt wirklich schauervoll liebreich, einladend-unerbittlich: »Brüderl kumm.« Und die poetische Cheristane-Pandora ist so echt wie seine wienerisch resche Rosel oder sein unübertrefflich gre-

eskes altes Weib, das wirklich aus der holländischen Schule ist, obwohl es gar keine besucht hat. Man sieht den alten Schwan schwanken. In der Evokation des Azur rauscht grandiose Feierlichkeit auf, die mächtig ergreift, und sie wird noch erhöht durch unbegreiflich wundervolle malende Handbewegungen, aus dem gelockerten Gelenk herausgeschleudert, die das Aufzüngeln der Flamme und das Wallen der blauen Dämpfe veranschaulichen.

Selbst die kleinen und kleinsten Röllchen noch, die von wenigen Sätzchen bloß, der mürrische alte Gärtner, der Juwelier, der Präsident, der Baron Flitterstein, sogar das Baby, die kleine Pepi, wurden mit letzter Meisterschaft und Vollkommenheit gebracht, unvordringlich in das Gesamtbild eingebaut. Der Vortrag hatte seine Tiefenwirkung, weil er Perspektive hatte, Luft- und Linearperspektive, akustische Perspektive. Die Wiedersehensszene mit dem berühmten »Mein gnädiger Herr!« erschütterte durch stilvolle Einfachheit. Und Valentins Räuschlein im zweiten Akt war auch nicht von schlechten Eltern.

Überall größte Vollkommenheit, spielerische Leichtigkeit und zwanglose Selbstverständlichkeit der Produktion. Geistige Beherrschung und stoffliche Durchdringung vereinigten sich mit komödiantischer Hochkultur von einmalig phänomenaler Ausprägung zu beglückendem Erlebnis.

Nicht ohne Absicht scheint hier, und nicht bloß weil es ein Zauberstück ist, öfter von Magie die Rede zu sein. (Wiewohl ein Bleistift das einzige Requisit gebildet hat: für Parapluie und Degen, Ruder und Terzerol, Hobel und Hammer, Zauber- und Bettelstab.) Auch dürfte es kaum einen andern Wiener Kritiker geben, der, wenn ihm der Chef den Besuch erlaubte, dem Vortrag die Bearbeitung, die »nötigen Wiederherstellungen«, ja die »vorsichtigen Retuschen« abzumerken vermöchte. Tatsächlich sind, außer Änderungen und Zusammenziehungen in Prosa und gehobener Prosa, etliche Versvarianten feststellbar, die bei Gelegenheit veröffentlicht werden sollen.

## Der Humor tritt in seine Rechte

Die ‚Reichspost' ist in der Lage, das Folgende zu verraten:

— — Die Künstlerschaft, vereinigt in der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens, hat ihrer Phantasie keine Zügel angelegt und Wunderdinge für das traditionelle Gschnasfest geschaffen — — die »Vereinigten Staaten von Gschnasurien«, »A—zien« . . »Papagonien«, die »Ravagei«, »Mondafonien«, belebt von Mondafonier Rindern, einer Abart der Mondkälber, und andere Phantasiestaaten — — der Spanische Saal nimmt »Gorgonopolis, die Hauptstadt von Zerritschhagien« auf, eine gruselige Angelegenheit, von Professor Gorgon, Franz Windhager und Professor Zerritsch ausgedacht. »Hooruckasien« — Entwurf Prof. Sturm-Skrla — zaubert den Erdbewohnern ein Land der erfüllten Wünsche vor. —

— Maler Strohhofer wartet mit Blumen auf, wie sie noch keine Schau zeigte — — nicht zuletzt auch das launig ausgestattete »Verkehrts-Bureau«, verraten eine Fülle köstlicher Einfälle. — —

Weltkrieg, Revolution, Bolschewismus, Drittes Reich, Abessinien — nichts, nichts hat daran etwas ändern können; und am wenigsten sechsunddreißig Jahre ‚Fackel'.

## Neufassung

Gegen Aufnahme und Verunstaltung von Gounods Ave-Maria durch ein »Funkkabarett« der Ravag hat sich die ‚Reichspost' — die mit der Schändung des Nestroyschen »Talisman« (und deren Verbreitung durch den Rundfunk) ganz einverstanden war — mit Recht gerührt und bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrückt:

Überhaupt muß einmal festgestellt werden, daß durch die sogenannten Funkpotpourris wiederholt bedeutsame musikalische Werke in einer Weise wiedergegeben werden, die scharfe Ablehnung hervorruft. Auch für Kompositionen sollte es eine Art Denkmalschutz geben.

Ein frommer Wunsch, der die Ravag nicht hindern wird, wieder einmal das angeblich Offenbachsche Werk »Der Goldschmied von Toledo« — da es über hundert echte gibt — vorzuführen und auch jene Verarbeitung unter dem grauslichen Titel »Aus Offenbachs Musterkoffer«. (Inzwischen geschehen.) Zu der Stelle auf S. 2 in Nr. 916, die sich auf den Unfug bezieht, wird die ‚Fackel' an einen im Buchhandel nicht mehr erhältlichen Druck erinnert: »Der Aufstieg des Kölners Jacques Offenbach, ein Musikerleben in Bildern von Hans Kristeller« (1931, Adalbert Schultz Verlag Berlin), eine wohlgemeinte Zusammenstellung von entzückenden alten Photographien, Schriftstücken etc., deren verbindender Text freilich kleine Irrtümer enthält und deren Reihe durch modische Einschübe leidet. In diesem Buch nun wird, mit Abbildung des Titelblattes jener »Fantasie«, der Kontrast gestellt:

Die Gegenwart sieht ein geschäftiges Getue von Verflachern, die den Komponisten etwa dadurch zu »beleben« trachten, daß sie ihn mit seiner Musik im Musterkoffer auf die Geschäftstour schicken, hoch über ihnen aber wirkt . ., der mit feinster Einfühlung in den Geist der Offenbach'schen Werke eindringt, als prominentester Vertreter einer echten »Offenbach-Renaissance«.

Der wohlmeinende Autor hat leider nicht bedacht, daß der Begriff eines prominenten Vertreters gleichfalls dem Gebiet der Geschäftstouren zuständig ist. Daß man aber Denkmalschutz auch für

Produkte des laufenden Jahrhunderts ansprechen möchte, ist einer Überraschung der Ravag zu verdanken. Ein einziges neuwienerisches Lied nämlich — der Generation uralt vorkommend — gibt es, das wirklich eine Verbindung mit Wiener Blut und Boden — im unpreußischesten Sinne — unterhält (mit einem edleren Ton von Unterhaltung), nämlich das von dem Wein, der sein wird: »und mir wer'n nimmer sein«, und von den schönen Maderln, die's geben wird: »und mir wer'n nimmer leben«. Das Inventar einer kleinen Weltanschauung ist darin, aber doch eben einer; heiter resignierendes Lebensgenießertum, in der Zusammenstellung der Genüsse weit weniger peinlich, als die zwischen der Wartburg und Gablonz gepflogene Absage an den, der nicht liebt Wein, Weib und Gesang; und im Gesang von einer lieben Melancholie, die wie ein Bißchen von der Todesstimmung der Valentin-Girardi-Strophe schmeckt. Ist es nun an und für sich kaum hinzunehmen, daß »Duettisten« so etwas heruntersingen, so traut man seinen Ohren nicht, wenn sich plötzlich die optimistische Note, zu der sich die Ravag offenbar verpflichtet fühlt, auf die folgende Art in den Gesang einmischt:

Es wird ein Wein sein, und mir wer'n a no sein!
's wird schöne Maderln geben, und mir wer'n a no leben!

Ein Anfall nicht bloß aufs Ohr, sondern aufs Gehirn, indem ganz gegen die Absicht des Optimisten, der diese Neuerung beschlossen hat, ausgedrückt wird, daß jetzt kein Wein ist, daß es jetzt keine schönen Maderln gibt, und daß der Wiener, wenngleich mit sicherer Aussicht, auf all das warten muß (und, weil er nicht untergeht, auch warten kann). Aber in dem Lied ist keine Spur von Durchhalterei, sondern bloß die Trauer um das, was »noch« sein wird, wenn wir nimmer sind, und was wir als Lebende, die es haben, schmerzlich schon im Voraus vermissen. Klar geht freilich aus dem Fall hervor, daß wir noch sind und a no sein werden, wenn auch nicht die letzte Beziehung zu einem Wert mehr vorhanden sein wird und ist. Daß es selbst im Kulturbereich dieses Jahrhunderts die Möglichkeit einer Verschandlung gibt, stellt nun nicht die gewünschte optimistische Stimmung her, sondern im Gegenteil eine Melancholie, an die der Inhalt des Lieds nicht hinanreicht. Von solcher Verstimmung wäre man etwa auch durch die Remedur nicht zu befreien, daß mei Mutterl keine Wienerin war, sondern ist und sein wird.

### Unterhaltungskonzert

bietet immer Abwechslung:

— Jacques Offenbach: Ouvertüre zur Operette »Die Prinzessin von Trapezunt« — — Roman Domanig-Roll; Alt wer'n ma sein, aber drahn wer'n ma no!

Übrigens wird dort ja auch gedreht, wenngleich nur der Teller.

### »Werfel-Film wird nicht gedreht«

Gleich neben einem der allwöchentlichen Artikel, in denen jene Rassenschande angeprangert erscheint, die den Begriff ausheckte und bis zur Tollwut verfolgt, wird Geschrei gemacht über die allerdings verblüffende Anomalie, daß der Werfel »nicht gedreht« wird. Zuerst Geschäker:

Schon vor Monaten kabelte man ihm ein Honorar von 20 000 Dollar. Eine Kleinigkeit, für die Greta Garbo nicht einmal von der Couch aufstehen würde.

Couche! (sprich: Kusch!)

Alles, was Werfels Anwesenheit in Hollywood an besonderem Reklamewert noch abgeworfen hätte, wäre ihm natürlich extra bezahlt worden. Aber jetzt ist Schluß damit!

Leider doch nicht. Mitleid und Empörung der Welt werden aufgerufen, weil er jetzt dasteht oder vielmehr

einstweilen noch in New-York sitzt bei den Proben seiner Bibeltragödie »Der Weg der Verheißung«.

Und deren Land, Hollywood, nicht erblicken wird. Die Metro-Filmgesellschaft läßt, weil die Türkei protestiert hat,

den ganzen armenischen Freiheitskampf nicht einmal vor die Kamera: Schluß!

Leider nicht.

Es ist das Erlebnis eines Freiheitsdichters, der von aller Metierpolitik jederzeit himmelweit entfernt war.

Sein Erlebnis ist der armenische Freiheitskampf? Nein, der Vertragsbruch der Metro-Filmgesellschaft. Mit starker Ironie wird dieser Gesellschaft (in der Branche kurz »die Metro«), welcher doch Freiheitskämpfe stagelgrün aufliegen und die bloß nach dem bunten Stoff geschnappt hatte, der Rat erteilt:

man soll sich mit Dichtern nicht abgeben.

Ohne daß aber auch den Dichtern der Rat erteilt wird, sich mit der Metro nicht abzugeben. Im Gegenteil wird der Märtyrer der

armenischen Freiheit, himmelweit entfernt von aller Metierpolitik, für fähig gehalten, mit einem gleichfalls goldenen Mittelweg einverstanden zu sein, um der völligen Unterdrückung durch eine tyrannische Metro zu entgehen:

Es wäre zweifellos leicht gewesen, das Milieu dieser Filmaufnahmen zu verlegen, Zeit und Ort zu wechseln, äußerlich und formal also jenem offiziellen Protest die Spitze zu nehmen.

Wie einfach für beide Vertragsteile: man verlegt und wechselt, und warum soll der Dichter nicht einverstanden sein, der, trotz deutscher Verhinderung, schon am Roman dick verdient hat?

Aber diese Hollywooder Filmdollarkönige wissen und verstehen sehr gut, daß es sich gar nicht um die Armenier handelt, sondern um die Seele ihres Geschäftes. Um die Internationalität des Kitsches, nicht der Wahrheit.

Und offenbar auch des Blödsinns. Denn wenn sie jenes wissen, warum hat so ein Dollarkönig nicht dem Dollarhöfling empfohlen, die Wahrheit nebst Männerstolz zu verkaufen, das Armenische zu entfernen und den Kitsch internationaler zu halten? Ihm selbst wird doch die Einsicht zugetraut, »daß es sich gar nicht um die Armenier handelt«. Es handelt sich auch nicht um die Juden, über deren Schicksal hinweg die Durchsetzung des Romans im Dritten Reich versucht wurde, die ja gelungen wäre, hätte sich nicht schon damals die Türkei eingemischt. Welche Gestalt von einem Freiheitsdichter, der im heutigen Deutschland bloß der türkischen Zensur ausgesetzt ist! Der als Paulus die Gunst genießt, nicht unter den Juden der Züricher Filiale erscheinen zu müssen, sondern im Hauptverlag Zsolnay zu verbleiben, der sich den Weg deutscher Verheißung geebnet hat, wie in der andern Musenbranche die Universal-Edition (die heute, sagen wir: heil-froh ist, daß ihr der ohnedies gebrochene Offenbach-Kontrakt entwunden wurde). Was dürfte aber nun geschehen?

Die Freiheitsstatue im New-Yorker Hafen sieht jetzt vermutlich mit einem ironischen Lächeln auf Franz Werfel herab.

Das wäre unter allen Umständen möglich. Doch warum speziell?

Die ausbezahlten oder vertraglich zugesagten Riesenhonorare werden auf Verlustkonto gebucht. Die Überzeugung eines Dichters und die Achtung einer Kulturwelt dazu.

Nun, falls diese noch ein unzertrümmertes Atom von Ehre hat, wird sie doch vorziehen, wenn schon nichts anderes »gedreht«

wird, es wenigstens ihrem Magen zu gönnen, bei dem Gedanken, daß solche Beschwerde in Tagen laut wird, wo »zum Schutze der deutschen Ehre und des deutschen Blutes« 35.000 Hausgehilfinnen die jüdischen Haushaltungen verlassen müssen und zum Schutz vor dem Verhungern in »Auffanglager« geschleppt werden. Sie wird, ohne tieferes Interesse für Hollywooder Wechselfälle, daran denken, daß wenige Kilometer von Leopoldskron die Vorstände jener Haushaltungen, die Rassengenossen von Freiheitskämpfern verhungern müssen, dieweil die Kulturschande beschrien wird, daß nunmehr — denn die »Metro« wird zu den gekabelten 20.000 noch was zulegen — auf jeden der »Vierzig Tage des Musa Dagh« bloß 1000 Dollar kommen.

## Rehabilitierung des »Faust«

Vor einigen Wochen stand der 15jährige Hilfsarbeiter Karl auf der Quellenstraße und las einigen Freunden aus Goethe vor. Zufällig kam ein Wachmann vorbei, hörte zu und fragte dann, woher er das Buch habe. Er wurde verlegen und gestand schließlich, daß er es aus einer offenstehenden Schrebergartenhütte entwendet habe. Bald hatte man den Eigentümer — einen Sandgrubenbesitzer — festgestellt, der das Buch seiner Tochter gekauft hatte. Richter: »Du siehst ja so brav und nett aus und auch dein Zeugnis ist tadellos, wie kommst du denn auf so eine Idee?« Karl: »Ich hab mir nicht anders helfen können, wie ich das Buch gesehen hab; ich interessier' mich so für Klassiker und wie soll ich zu einem anständigen Buch kommen, die Eltern und ich haben doch nichts.« Richter: »Wie bist du grad auf dieses Buch verfallen?« Karl: »Ich schwärm' so für Goethe, besonders für den ‚Zauberlehrling' und für einzelne Teile von ‚Faust'. Aber auch Schiller und Raimund hab ich sehr gern, nur krieg ich fast nie ein anständiges Buch.« Karl, der gut beschrieben wird und dessen Bildungseifer vom Gericht geglaubt wurde, erhielt nur einen bedingten Schuldspruch.

Das tut ordentlich wohl nach den Salzburger Festspielen! Die Adresse des Knaben konnte beim Jugendgerichtshof erfragt werden, der eine Unterstützung durch Lektüre wärmstens empfahl. Für die Handschrift des Magiers hat sich bisher kein Lord gefunden, und — Mißerfolg oder Erfolg? — Autographenfachleute erklären, daß der Wert weit hinter dem Weltruhm des Urhebers zurückbleibe und bloß im Abdruck durch die Fackel bestehe (während die sensationelle Enthüllung der Kommisnatur ja schon um den Preis des Heftes zu haben ist, das sie enthält). Gleichwohl hat die Buchhandlung R. Lanyi — der die Adresse des echteren Faust-Schwärmers be-

kannt ist — für die Handschrift einstweilen den Betrag von 25 Schilling bezahlt, welcher gerade die Selbstkosten einer Goethe-Ausgabe erreicht, die dem Knaben zugewendet wurde. (Wie von anderer Seite einige Raimund-Bände.) Ein etwaiger Mehrerlös aus dem Verkauf des Autographs wird gemäß der ursprünglichen Ankündigung Schauspielern überwiesen werden, denen es bisher nicht gelungen ist, durch die Ahnungslosigkeit von Geldgebern zu reüssieren. Der Löwenanteil gebührt dem Knaben, der — solche Kontraste gibt's nur an meiner Front — Altersgenossen auf staubiger Straße mit eben den Mysterien beschenkt, mit denen gleichzeitig ein tüchtiger Magier Snobs und Schmöcke im Grünen ködert. Wollte aber der Weltfreund Werfel, einst Gastfreund Rintelens, sich weiterhin erlauben, in seine Enthusiasmen für den Geschäftsfreund Häkeleien (deren Wettbewerb das ‚Prager Tagblatt' ausschreibt) gegen einen vormals Angebeteten zu flechten, so wäre die einschüchternde Wirkung (mit Hilfe des Neuen Wiener Journals) nur gering. »Betretungssüchtige Schulmeisterei« bleibt unbelehrbar. Es könnte ihr die kultursatirische Lust nicht hemmen, religiöse Inbrunst dabei zu betreten, wie sie in einer Konferenz »auf Leopoldskron«, vor sprachlosen Zeugen, ihre finanzielle Sicherstellung begehrt, und den Weg der Verheißung als die Karriere zu beschreiben: vom Sturm auf die Bastille des Bankvereins bis zu lukullischen Mahlen, von der Anrede an die Schweizer Arbeiterschaft bis zu der an einen Kardinal; kurzum: diese Penetranz ins Bodenständige — nach mißglückten Bestrebungen, Blut und Boden zu gewinnen — aus der Sphäre der Reichspost' in die des ‚Prager Tagblatt' zurückzugeleiten. Oder gar, wenn mit dem Essen der Appetit wachsen sollte — was hier nicht bloß Metapher ist —, den vollen Ertrag aus den Urschriften »unwandelbarer Treue und Verehrung« (in Prag hab ich schon eine Kollektion von Unwandelbaren) mit »allen guten Gefühlen des Herzens« einer proletarischen Jugend zu widmen, die auf der Straße etwa aus der Bibel vorliest. Auch für eine Entwendung des Buchs der Bücher hätte der Jugendgerichtshof mehr Verständnis als für dessen Fruktifizierung und den literarischen Aufschwung, der im Tagebuch eines für Österreich gefallenen edlen Dichters mit den Worten verzeichnet steht: »Mein Jugenderlebnis entwendet.«

## Dame im Traum

Decsey, von Kopf zu Fuß auf Liebe eingestellt, weiß, was sich in der Frauenseele tut. Er hat lange genug als Kritiker, in allen Sätteln, von Burg und Oper, ungerecht zugeschaut, um nicht endlich auch unter die Schaffenden zu gehen, wie es in der Wiener Presse, wenn's finster wird, üblich ist und worüber am hellen Tag die Mitschaffenden Kritiken erscheinen lassen. Freilich waren sie diesmal, vor dem Äußersten, was sich jemals auf einer Szene und selbst nur der eines Opernhauses begeben hat, in einer Verlegenheit, die sie bisher selten anzuwandeln pflegte. Wie sage ich's nur meinem Decsey: das war so ziemlich der Inhalt sämtlicher Rezensionen über die »Dame im Traum«, zu welcher es ihn hingerissen hatte. Am taktvollsten zog sich einer aus der Affäre mit der Berufung auf die kritische Einsicht des Kollegen, die er einfach ihm überließ, der »diese zwischen Erotik, Dämonik und ihrer moralischen Schlußwendung ein wenig wahllos schwankende Handlung geformt« hatte: er sei

viel zu kundig, um nicht zu wissen, daß sie weder dem Wortlaut noch den Vorgängen nach ein schärferes Unter-die-kritische-Lupe-Nehmen verträgt.

Warum aber der, der's mit der Erotik und »Dämonik« hält und weiß, was da herauskommt, es trotzdem getan hat, bleibt unerörtert, und man hat auch nicht zu fragen, weshalb der Kritiker gerade dem Kritiker das schärfere Unter-die-kritische-Lupe-Nehmen erspart. Immerhin konnte sogar dieser Lupenentsager sich eine Handlung nicht entgehen lassen, in der sich ein Bergführer als Hotelportier und dieser als Dämon entpuppt, ja er unterläßt nicht, den besonderen Umstand hervorzuheben:

. . zuletzt erklärt der Hotelportier — im Traum ist schließlich alles möglich — »ich bin die Stimme, die ewig spricht«.

Der Neigung mancher Hotelportiers zu falschen Auskünften, indem sie sich den Ortsfremden offenbar durch Ortsfremdheit anpassen möchten, sollte hier wohl ein Denkmal aere perennius gesetzt werden, aber selbst ich, der viel Zeit seines Lebens ver-

wendet hat, ihnen den rechten Weg zu weisen, wäre einer Stimme, die in der Portierloge ewig spricht, nicht gewachsen. Zum Glück dürfte die Zahl der Aufführungen dieses Maß nicht voll machen.

Leider jedoch hat vorher die ‚Reichspost' die Funktion des dämonischen Hotelportiers ganz und gar enthüllt:

Ich schweige nicht!
Zum Schweigen bringst du mich nicht!
Ich bin die Stimme, die ewig spricht!
Am Tage vernehmet ihr mich nicht!
Ich halt' zur Nachtzeit mein Gericht!

Angenehmes Hotel. Vielleicht ist aber der Nachtportier gemeint, der hier durch fünf Rufzeichen das Wecken des Passagiers, das so häufig vernachlässigt wird, hinreichend verbürgt. (Zwischen Tages- und Nachtportier besteht ein Antagonismus wie zwischen Ormuzd und Ahriman, der einmal in Prag, als der Vertreter der Finsternis in dieser den Zimmerschlüssel verwechselt hatte, sich tagsdrauf in dem lichtvollen Ausspruch des andern Urwesens Luft machte: »Ich sak, wenn man nicht ligen kann, soll man lieber gleich die Wahrheit sagen«.) Wenn die ‚Fackel' jedoch täglich im Umfang der gesamten Wiener (und Prager) Publizistik erscheinen könnte (was notwendig wäre), so würde sie nicht versäumen, die Schilderung einer Probe zu »Dame im Traum« durch den Gewährsmann der ‚Reichspost' — Universalerbin aller Concordiaschätze — wörtlich abzudrucken: wie Wallerstein (der sonst das Öffentliche stark bevorzugt) »ein Privatissimum« mit dem Beleuchtungschef hält, wie der markante Kopf Alwins »in der Kiebitzrunde des Probenvormittags aufscheint«, Mairecker (Optimist) einen großen Erfolg verheißt und, was die Hauptsache ist, Meister Salmhofer,

neben dem Buchautor Ernst Decsey sitzend, dem Werden seines Werkes jene innere künstlerische Anteilnahme schenkt, die aus jeder Stelle der Partitur zu dem Zuhörer spricht.

Wozu er sie dann extra noch schenkt, ist unklar, doch ergreifend der Ausdruck eigenen Miterlebens:

.. und es war glückliche Schicksalsfügung, als Ernst Decsey, nach einem Vorwurf von Gustav Holm, dem Komponisten ein Buch unterbreiten konnte, das der Individualität Salmhofers wie angegossen schien.

Der Vorwurf Holms (welcher sich nachträglich als der beliebte »Homunkulus« entpuppt hat) scheint einer gewissen Berechtigung nicht zu entbehren. Die den lieben Lesern der ‚Reichspost' gewidmete Notenschrift kann ich nicht lesen, aber die Unterschrift des Meisters, das fühle ich, weist auf Lehar. Dem Dank der ‚Reichspost' an das Schicksal gesellt sich der Dank Salmhofers an die ‚Reichspost' und es ist zu vermuten, daß die Musik des Meisters so wohlgesetzt ist wie seine Prosa:

»Wissen Sie noch, lieber Freund«, wie jubelndes, dankvolles Zurückschauen kommen diese Worte von den Lippen Salmhofers, »als ich im August 1933 Ihnen zum ersten Male in der kleinen, waldumkränzten Edelweißvilla am Presseggersee meine ‚Dame im Traum' vorspielen konnte, und welchen Ansporn es für mich bedeutete, daß schon damals die ‚Reichspost' als erstes Blatt auf mein Werk hinwies und es als staatsopernreif erklärte?«
Nun es ist soweit!

Man hat also den Anstifter, Otto Howorka heißt er, aber die noch ausgetauschten »Reminiszenzen an schwimmsportliche Seeüberquerungen, Gartenkofelhouien« und was es sonst in dem Genre gibt, werden zurückgedrängt von den Vorgängen auf der Bühne, in welchen sie ja eben »plastisches Leben« gewinnen und denen wir bis zu dem schönen Ausklang folgen:

Die Nacht versinkt, der Tag anklingt! Heil ist nah! Allelujah!...

Wonach »das Trugbild zerstiebt« und »hellauf« das Preislied »durch den Raum klingt«. (Hier liegt eine interessante akustische Verwechslung vor. »Hellauf« gibt's nicht, es muß von »hell auflachen« bezogen sein.) Da aber der »Raum« jetzt so beliebt ist wie die »Schau«, so anklingt es wie folgt:

Aus dunkler blindverwirrter Nacht
Mein Herz zu neuer Schau erwacht!
Mein Gott, ich preise Dich in Zeit und Raum,
Der Du mich führtest, Herr, zur Wahrheit durch
Den Traum!

Das ominöse »durch« am Ende des Verses hat Gewicht. Was aber fällt einstweilen?

Der Vorhang fällt. Ein Leuchten und ein Glanz ist in Salmhofers Augen, als ich ihm abschiednehmend die Hand drücke.
»Der Du mich führtest, Herr . . .«

Howorka, abklingend, schließt mit einem leuchtenden Rückblick auf »das Wollen und schöpferische Werden eines treuen Dieners der Musik ...«, das nunmehr »von der großen, stolzen Wiener Oper gekrönt« wird.

Darum darf man aber den Buchautor Ernst Decsey nicht links liegen lassen, der ja auch ausdrücklich in seinem Vorwort vom Komponisten und vom Librettisten verlangt:

beide müssen in einem Bett schlafen.

Das Wort ist angeblich von Johann Strauß, der sich nie daran gekehrt hat, oder höchstens so, daß er neben dem betreffenden Fadian sofort musikalisch einschlief. (Abgesehen davon, daß die Bühne überhaupt nicht sein Bett war.) Das Allelujah nun bezieht sich darauf, daß der Ehebruch von der Dame nur geträumt wurde und der Lärm, der die Hotelgäste, neugierig wie sie sind, aus ihren Zimmern »gelockt« hat, sozusagen um nichts war. »Die« Hall, lesen wir, stürzt zusammen, die Bühne versinkt, jene »fliehen entsetzt«, offenbar, weil sich so etwas in der großen, stolzen Oper abspielt, »und triumphierend bleibt«, nach so vieler Strapaze der Bühnenarbeiter, »nur noch der auftauchende Dämon zurück«. Dieses Schreckbild zeichnet nach Howorka bereits der Musikkritiker. Zwar muß er zugeben:

Das am Schlusse in hymnischem Schwung aufgebaute Dank- und Preislied an Gott zeugt von starkem religiösen Empfinden.

Da nun in diesem Fachmann vermutlich auch die Erinnerung an Offenbachs frivoles »Weil es doch nur ein Traum ist« geweckt ward, so tadelt er, daß zwar »Renate«, aber nicht ihre Schöpfer einer gewissen Gefahr entgangen sind,

wie die Vermischung von Phantastischem mit Realem, von Ernst mit oberflächlicher Seichtheit, von Erhabenem und Schönem mit den Witzen der französischen Operette etwa des zweiten Kaiserreichs beweisen (*lies:* beweist).

Das Bedenken, daß Ernst zur Seichtheit, Decsey zu Offenbach herabgleite, hat etwas von einem Vorwurf, den ihm Meilhac machen könnte.

Faktisch schwärmt er ja von der »süßen Kythere« und wähnt in erotischer Verzückung, daß sich »Märchen des Daseins« und »bezaubernd Symbol ewigen Schönseins« zum Reime paaren.

Alles in allem scheint eine unselige Mischung von Brunst und Inbrunst vorzuliegen, der leider Salmhofer, ein durchaus solider Musiker, zum Opfer gefallen ist. Damit soll nicht gesagt sein, daß man Decseys Dränge — locker und teuflisch zugleich, eine dämondäne Note, die im Weichbild unserer produktiven Theaterkritik nicht leicht zu missen wäre — etwa mit dem Sinnentaumel vergleichen könnte, den Zeitungsleser und Theaterbesucher mitmachen, wenn der Geyerhahn balzt. Gewiß, beide lechzen sowohl nach dem Ewigweiblichen wie einer Saison an der Riviera, von deren zeitbedingter Dürftigkeit oder sagen wir Pauvreté sie sich vermutlich noch nicht überzeugt haben. Daß aber Decsey imstande wäre, die Waggons des »Train bleu« zu umschwärmen, ihm mit einer an der benachbarten Hande Le-Annonce erhitzten Phantasie (Mondänes Dorado, 1001 Nacht) trunken nachzublicken, sich an Begriffen wie »Molyneux oder Paquin oder Maggy Rouff« zu weiden, in den »neuen pelzgefütterten Mantel« einer Dahinfahrenden einzufühlen, kurzum in einen Zustand zu versetzen, wo man schon ganz bleu ist, mehr als derzeit Meer und Himmel am Ziel der Fahrt — daß er imstande wäre, gleich darauf im Kostümwechsel des Herrn Aslan als »Bolingbroke« (nonchalant, doch mit Brio) zu schwelgen, mit Spitzen, Schärpen, Fransen, Jabots, Straußfedern, kurz allem, was Sonnenthal nicht nötig hatte (»wie eine schöne Frau mit unermeßlich reicher Garderobe, in der das Neueste erstklassig vorhanden«), und solche Nouveauté, über den »Masham, dem die Frauenherzen nur so zufliegen«, zwangs-läufig bis zur »Abigail« und zum Bühnenbildner Geyling, den »guten Lustspielzeiten der Vergangenheit des Burgtheaters« zuzumessen — nein, daß Decsey solcher Ausschreitung fähig wäre, ist kaum vorstellbar. Wohl, auch er hat als Kritiker satte oder nimmersatte Farben auf der Palette, sein Stil ist pointillistisch und doch pastos. »Mit« einer der stärksten Bejaher, die wir haben, neigt er stets der Freiheit zu, dem Sturm und Drang, dem Herauswollen. Ach, fände ich in dem Wust, den mir die Wiener Publizistik täglich häuft, seine Besprechung der »Iphigenie«, es wäre eine Lust! Die Erinnerung dürfte genügen: er hat — vielleicht wirklich in Übereinstimmung mit Frau Wohlgemut, dem regieführenden Aslan und dem geistig waltenden Röbbeling — das »Heraus in eure Schatten, rege Wipfel« als den Drang der in beklemmender Tempelluft

Festgehaltenen gedeutet, die mit einem Jauchzer »Heraus —!« endlich einmal ins Freie kommt, wonach es sie so verlangt hat. Daß sie, gleich im vierten Vers, »noch jetzt mit schauderndem Gefühl« heraustritt, als wenn sie sie, die Schatten, »zum erstenmal beträte« (und es gewöhnt sich nicht ihr Geist hierher), das ist ihm gar nicht aufgefallen. Der Text ergibt, daß sie oft, wenn nicht täglich, aus dem Tempel in den Hain tritt, was doch nur natürlich ist, und jedesmal sollte sie »Heraus —!« brüllen? Eher wäre doch zu vermuten, daß Dianens Priesterin allenfalls noch im Tempel sie selbst sei. Allein schon im dritten Vers bekennt sie, daß sie mit jenem Gefühl in den Hain tritt: »wie in der Göttin stilles Heiligtum«, und beschämt gesteht sie ja später, daß sie ihr, der Göttin-Retterin, mit stillem Widerwillen diene. Die Erholung im Freien hilft gar nichts. Warum? Weil ihr eben vor der Freiheit in der Gefangenschaft von Tauris graut, wo ihr bekanntlich das Werben des Thoas zur Qual wird. Wie sie nur einen Schritt »heraustritt«, ist schon der Arkas da, der sie überreden will. Ob Frau Wohlgemut Iphigenie ist, bleibe dahingestellt; zweifellos ist, draußen wie drinnen, Iphigenie nicht wohlgemut. Gewiß möchte sie »heraus«, aber nicht bloß aus dem Tempel, sondern aus Tauris, von wo sie das Land der Griechen mit der Seele sucht. Nicht ins Freie will sie, sondern in die Freiheit. Wenn mithin Frau Wohlgemut wirklich die »Auffassung« praktiziert hat, so hätte sie der Kritiker, der ja zur Not auch den Text nachlesen konnte, entmutigen sollen. Decsey war jedoch begeistert, weil hier mit einem jubelnden »Heraus!« — als wäre Iphigenie die Maria Stuart, die »der neuen Freiheit genießen« will und durch eilende Wolken ihr Jugendland grüßen läßt — die Konvention durchbrochen ward. So ein Hitzkopf ist das. Tausend lachende Leser hätten das ‚Tagblatt'-Abonnement aufgeben müssen, aber nicht einer hat den Stuß bemerkt, allen die interessante Deutung imponiert. Wenn ich mich recht erinnere, hat die Kapazität sogar lobend eine Pause nach dem »Heraus —!« notiert: für das Einatmen der frischen Luft und der endlich erlangten »Freiheit«. (Mit dem ersten Wort wäre demnach das Stück zu Ende, und Thoas könnte sein berühmtes »Lebt wohl!« sprechen.) Wie gesagt, nicht unmöglich, daß Herr Aslan, der geistige Interessen haben soll,

der Sprecherin die Schmonze eingegeben hat. Daß aber Decsey vollends ein Sinndeuter eigener Dichtung ist, versteht sich von selbst. In seinem Vorwort, das die Staatsoper drucken ließ, deutet er »Renate« als die (aus sündigem Traum) »Wiedergeborene«, der Dichter Florent, der ihr so arg zusetzt, sei »der Blühende« — wie klar einem da alles wird —, Amica die »ungetreue Freundin« (wiewohl sie eigentlich bloß die Freundin als solche ist); »Doro« aber, der von »Wahnsinns-Fratzenbildern« gequält wird, sei »der von Gold«, was insofern nicht ganz stimmt, als Doro nur eine in den Kreisen des Schottenring, vielleicht sogar des Opernring, übliche Abkürzung von »Isidor« (Geschenk der Isis) bedeutet, einer Gestalt, die man sich in der Regel auch nicht von Erinnyen gejagt denkt. Was die spanische Tänzerin »Maritornes« bedeuten soll, wird leider nicht verraten. Der Name könnte auf eine maritime oder auf eine maritale, also eheliche Angelegenheit hinweisen, dazu auf ein Drehen (span.-prov. tornar, it. tornare, fr. tourner), in welchem Falle — wir sind ja mitten im Karnevalstrubel der Riviera, wie ihn Decsey träumt — man sich leicht vorstellt, daß ihre Bestrebungen durch den Zuruf zu hemmen wären: Machen Sie keine Maritornes!

Wie dem immer sei, spannend ist die Geschichte der Erschaffung wie auch der Anbringung der »Dame im Traum«. Nachdem Holm den Vorwurf »in wohlgetippter Maschinschrift« überbracht hatte, sprach Decsey, der schon ablehnen wollte, zu sich selbst:

Nicht! Es ist ein Keim da. Wenn es gelingt, die besagte Innenstimme durch eine Figur anschaulich und aktiv zu machen, dann hättest du den gewünschten Opernstoff für Salmhofer gefunden.

Schon lange wollte er. Nun rief's ihm »eine eigene innere Stimme« zu. Denn er hatte »Vasantasena« im Burgtheater geschaut und gehört.

Das Stück fiel ab, sein Mantel, die Musik ihm nach. Aber es muß doch einer mit Schubert-Augen sein, dachte ich, ein geborener Landschaftsmaler, der Altindien mit der einen Posaune und den zwo Hörnern des Burgtheaterorchesters so sichtbar machen konnte.

Selbst Wustmann, der Redaktionsheilige, der den Journalisten »Allerhand Sprachdummheiten« beigebracht, aber nicht abgewöhnt hat, weiß da Bescheid: »Leute, die altertümlich schreiben

möchten . . haben gewöhnlich keine Ahnung von dem Unterschied der Geschlechter und machen sich deshalb lächerlich; darum wohl gemerkt: ‚zween' vor männlich, ‚zwo' weiblich, ‚zwei' sächlich«. Doch von da an »schwor« er auf Salmhofer, und »wurde sein Mann«, ohne zu bedenken, daß seine Musik zum zwotenmal nachfallen könnte. Wie aber gelangt man zu diesem Resultat? Dreißig Jahre hatte Decsey »als kritischer Figurant in Opernhäusern gesessen«.

Aber selbst machen! Da schmolz das Selbstbewußtsein wie der Gletscher im Sommer.

Nun, im Winter festigt sich wieder das Selbstbewußtsein sowohl von Gletschern wie von kritischen Figuranten. Sie machen es. Anfangs freilich wollte Decsey fast verzagen:

Nur so viel war mir klar, daß es Pflicht eines Textschreibers sei, nicht Schon-Gedichtetes noch einmal zu dichten. Sondern zu versuchen, für die Musik eines neuen Mannes ein neues Stück Leben zu gewinnen.

Woher nehmen und nicht stehlen, hätte er sich gefragt, wenn die Frage mit dem Vorsatz vereinbar wäre, nicht Schon-Gedichtetes noch einmal zu dichten. Da gab's nur eines: arbeiten (arbeiten, arbeiten, wie Salten ergänzt, der auch kritischer Figurant und dramatischer Selfmademan in Einem ist).

An diesem Buch arbeitete ich mehrere Jahre, nicht ununterbrochen, aber unausgesetzt.

Eine feine Nuance, aber auch eine große Mühsal, die man der Dichtung gar nicht ansehen würde. Der Komponist scheint es sich leichter gemacht zu haben, denn

sowie etwas fertig war, wurde es zu Salmhofer geschickt, der einige Tage später in meine Klause schlüpfte und es vorspielte. Glückliche Zeit!

Ja, es geht doch nichts über Schöpferwonnen, in stiller Zwosiedelei, umgeben von einer schon gar nicht mehr glücklichen Zeit, wo so viele arbeitslos sind, keine Kritiken und infolgedessen keine Stücke zu schaffen haben.

Und nun bekommen wir gar Gelegenheit, mit den zween Meistern in froher Erwartung zu schwelgen, wie die Dame im Traum, in welchem mir so eine Möglichkeit gar nicht eingefallen wäre, endlich auch angebracht wird. Mit dem Verleger ging's glatt:

Im April 1930 wurde die Oper zum ersten Mal aufgeführt und zwar im Büro der Universal-Edition. Es machte einen ausge-

zeichneten Eindruck, daß Salmhofer dort mit vielen losen, abgerissenen Blättern erschien und nicht mit einem Klavierauszug in Lederprachteinband, wie der Dilettantismus verfrühter Selbsteinschätzung zu erscheinen pflegt.

Das klingt lose, wie ein Aprilscherz, den aber die Dilettanten ad notas nehmen werden. Nur ja keinen Lederprachteinband mehr, wenn man das Büro der Universal-Edition betritt! Das Pianino des Verlegers war etwas schwierig, Salmhofer jedoch »meisterte diesen hartmäuligen Gaul«, sang, »übte eine verführerische Wirkung aus« und der Direktor

freute sich der den Text durchleuchtenden Musik

welche, obgleich eben dadurch der Text zum Vorschein kam, schon »nach dem ersten Akt grundsätzlich angenommen« wurde. Manches ward dann noch aus mancherlei Gründen revidiert, Salmhofer entschloß sich, mehr aus sich herauszuholen, und, nicht zu vergessen,

eine psychologische Handlung bedarf der Ausdeutung der Seelenvorgänge durch das vielstimmige moderne Orchester

da ja, wenn die Dame im Traum dem Gatten Hörner aufsetzen will, zwo nicht genügen.

Nun aber der Leidensweg! »Vergebens bemühte sich« der Wiener Kritiker,

sie 1932 einem deutschen Operndirektor anzuschmeicheln.

Ein zweiter gebraucht Ausflüchte, ein dritter sagt dem Komponisten, daß die starke Musik ein schwaches Buch habe, während er dem Textautor sagt, das starke Buch habe eine schwache Musik, was sagt man! Decsey nennt den Mann einen Diplomaten, von dem er offenbar meint, er habe zweimal gelogen; man erkennt aber bloß die Zwangslage eines Theaterdirektors, der zwomal die Wahrheit sagt. Doch warum als Wiener Kritiker in die Ferne schweifen? So stellte sich denn kurzweg der Entschluß ein, »das Werk dem Wirtschaftsdirektor der Wiener Oper, Herrn Dr. Kerber, vorzuspielen«. Warum dem Wirtschaftsdirektor? Offenbar war es der direkteste Umweg. Siehe da:

Und Dr. Kerber erklärte sich bereit, es anzuhören, jedoch mit der vorausgeschickten Warnung: er sei ein großer

Michel, gefalle ihm das Werk nicht, so werde er es unverhohlen sagen. Auf dieses Lebens- oder Todesurteil ließ der Komponist es ankommen.

Alles wie im Märchen, wo auch der Mut seinen Lohn findet. Der Größe des Triumphs entspricht die Schlichtheit seines Ausdrucks:

Herr Dr. Kerber hörte das Werk an und empfahl es weiter an Direktor Felix von Weingartner. Nach sachlicher Prüfung teilte Direktor Weingartner dem ihm nur flüchtig bekannten Komponisten telephonisch mit, er sei bereit, es aufzuführen.

Hier, wo also nicht die Spur einer Protektion mehr vorliegen könnte und nicht wirtschaftlich, nein, sachlich geprüft wird, erscheint das grade Micheltum einfach vorausgesetzt. Die Spannung löst sich in die Pointe auf:

So kam, am Silvestertag 1934, die »Dame« an den richtigen Mann.

Der nichts dagegen hatte, daß die Geschichte im Programmheft der Staatsoper veröffentlicht werde, wo freilich auch als Treffpunkt nach der Vorstellung Pataky bácsi empfohlen wird.

Silvester 1935 jedoch las ich es, als ich der unverscheuchbaren »Fledermaus« zuschaute, deren Text weit weniger komisch ist, und die leider zugleich mit mir geboren wurde, wofür mich aber der Umstand, daß mein Geburtsjahr auch das der »Madame l'Archiduc« ist, etwas entschädigt. Dieses Abenteuer einer Silvesternacht hatte für einen, der nicht viel mitmacht und fast nur noch ins eigene Theater geht, doch das Gute der Erfahrung, daß an dieser edlen musikalischen Geistlosigkeit noch immer etwas zu verderben ist. Anderseits kann ich, was immer ich gegen das Opernwesen auf dem Herzen habe, diesem den Vorzug nicht bestreiten, daß man wegen der offenbar hygienisch vorgeschriebenen Gurgelübungen der Damen und Herren wie wegen des gleichzeitigen Lärms, den die Ausdeutung der Seelenvorgänge durch das vielstimmige moderne Orchester erzeugt, von der Dichtung kein Wort versteht. Bei Offenbach (der einer Hortense Schneider den Gesangsunterricht verboten und der gesagt hat, daß seine Sänger die Herren Matras und Knaack seien) wird es ja, und zwar von der Sängerin Corilla, deutlich gesungen:

's liegt nicht am Text, daß es gelinge,
Denn es genügt doch, daß ich singe.
Zum Beispiel: Ah . . *(sie macht eine Roulade)*, kurzum mit einem Wort:
Nur immer Ah . . . *(sie macht eine größere Roulade)*, und so geht es halt fort.

Denn was immer die Dichter auch dichten,
Auf den Text kann man schließlich verzichten,
Man versteht sowieso doch kein Wort,
Man versteht doch kein Wort, ah .... *(sie macht eine noch größere Roulade)*
Man versteht kein Wort!

Hätte ich nicht vor mehr als vierzig Jahren, als man noch in Provinztheatern singend sprechen konnte, mir die hinreißenden Verse eingeprägt:

Täubchen, das entflattert ist, / Stille mein Verlangen, / Täubchen, das ich oft geküßt, / Laß dich wieder fangen! / Täubchen, holdes Täubchen mein, / Komm, o komm geschwinde. / Sehnsuchtsvoll gedenk' ich dein, / Holde Rosalinde!

so hätte ich jetzt höchstens verstanden, daß der Tauber — selbst ein Genuß — eine Taube zu essen begehrt, die komischerweise Rosalinde heißt. Zur Not mag's genügen. (Wenn man ihn, wie hier am Beginn, nicht sieht, geht's ja auch. Aber dann, das Gegirre und Gebalze, das Gesinge und Gespringe: die ganze Gestalt sozusagen ein Gurgelhupf. Und dabei gibt es, wohl aus der Zeit, wo er noch nicht ganz leharisiert war, eine Archivplatte, auf der er das Lied vom »Klein-Zack« zu wirklichem, starkem Ausdruck brachte.) »Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist« — von jeher sind Kulturschmöcke bemüht, aus Wort und Ton dieser Fadaise etwas von einer Lebensphilosophie herauszudestillieren, welche doch höchstens die Umschreibung der Erkenntnis wäre, daß man halt nix machen kann. In Wahrheit ist selbst diese bloß der unerquicklichen Situation abgewonnen, wie ein berufsmäßiger Herzensganeff die Abwesenheit des vermeintlich eingesperrten Gatten benützt, sich in dessen Schlafrock zu werfen und, bevor er ihn völlig ersetzt, Schweinsbraten zu sich zu nehmen. Und »der Eisenstein«! Was nicht mehr zu ändern ist, wäre eigentlich die Tatsache, daß diese »Fledermaus« weder lebendig gemacht noch abgewendet werden könnte. Wer nicht mehr so glücklich ist, in solchen Partien Swoboda, Szika oder Eppich gehört zu haben, wird sich vielleicht doch an Fritz Schrödter erinnern. Und das Fräulein Kern als Adelchen, mit ihrem Kehlchen so beschäftigt, daß ihr für die überwältigende Geschichte von der kranken Tante nur wenig Kraft bleibt, sie hätte mir kaum den spannenden Bericht, den mein Gedächtnis bewahrt hat, vernehmlich gemacht:

Da schreibt meine Schwester Ida — / Die ist nämlich beim Ballett — / Wir sind heut' auf einer Villa, / Wo es hergeht flott und nett; / Prinz Orlofsky, / Der reiche Suitier, / Gibt dort heute abend / Ein grand Souper / .... Langeweile gibt es nie da! / So schreibt meine Schwester Ida!

(dasselbe Bonmot fällt dann dem »Frosch« ein; keineswegs jedoch der Reim auf den »reichen Suitier«, welcher offenbar als »reicher Steiger« aufzufassen ist)

Ach, ich glaub's, ich zweifle nicht, / Wär' gar zu gern von der Partie, / Aber schwierig ist die G'schicht! u. s. w.

Auch die Rosalinde, die, nicht faul, mit Recht meint:

Wohl traurig klingt die G'schichte / Von der geliebten Nichte

sie hat es nicht so leicht, wie man annehmen sollte, da selbst dieser Gedankeninhalt von der Kehle der zweifellos tüchtigen Frau Bokor wie vom Orchester verschluckt wird. Eigentlich versteht der Hörer nur, was er sieht, nämlich, daß der Doktor Blind, der im Text bald Advokat, bald Notar ist, hinausgeworfen wird, während man immerhin dem beigelegten Kommentar endlich einmal die Aufklärung verdankt, warum das Ganze »Fledermaus« heißt. Der Eisenstein nämlich (dessen trostlose Prosa Herr Schubert übrigens gut überwand), nebst dem »Alfred« und dem Gefängnisdirektor Frank wohl das ödeste Geschöpf der Operettenwelt, verbringt, statt zu »brummen«, die Nacht dort, wo es hergeht flott und nett: auf Einflüsterung seines Freundes Doktor Falke, der im Text bald Notar, bald Advokat ist. Dies der teuflische Plan, dessen textgetreue Feststellung mir nunmehr gelingen sollte. Denn das war mir immer entgangen:

»Du wirst zum Abschied zärtlich sie küssen, / Sagst gute Nacht, mein süßes Kätzchen.«

»Nein, nein, mein Mauserl, sage ich, / Mein süßes Mauserl! / Denn als Katze schleich ich selbst aus dem Hause mich!«

»Süßes Mauserl, süßes Mauserl, / Sagst du zärtlich dann! / Und während sie schläft ganz fest, / Gehst du statt in deinen Arrest / Mit mir zum himmlischen Fest.«

Aber der Hintergedanke? Jener Dämon will den »sorglosen, eleganten« oder auch »leichtsinnigen Eisenstein« in eine Falle locken: war es doch dieser, der ihm den bösen Streich spielte, nach einem früheren Ball im Kostüm, und zwar im Kostüm einer Fledermaus, den Heimweg durch die belebten Straßen antreten zu müssen.

Interessant; aber noch interessanter, daß keine Katz, kein Mauserl sich jemals für diese aus dem Text kaum entnehmbare Historie interessiert hat; daß ein alter Magier an dem Problem weiter herumdoktert; daß Generationen, gelähmt, bei einem wenngleich musikalisch noch so fein ausgezierten Antidrama durchhalten; und daß dieses traditionelle Übel mindestens die Silvester und Faschingdienstage herabstimmen darf, da sich eine gutmütige Bevölkerung animiert glaubt, wenn man ihr so lange schon und immer wieder zuredet. (Zu Allerseelen gibt man den »Müller und sein Kind«.) Welche Theaterkräfte müssen 1874 gewaltet haben, um dieser »Fledermaus«, dem traurigen Kontrast zu ihrem Ursprung »Pariser Leben«, ein Wiener Leben zu spenden, das nun in der Einbildung fortwirkt und vielleicht gar den flotten Max Graf (duidu!) zum Wälzen und Walzen bringt. Dabei stand jenen gewiß die fatale Fähigkeit im Wege, sich verständlich zu machen. Deutsche Operntexte, von der Musik losgelöst, sind doch immer etwas, das zugleich Schwermut weckt und Scham für die Leute, die so etwas zu Papier bringen konnten. Auch die handwerklich saubersten Übersetzungen (vielleicht mit Ausnahme der der »Prinzessin von Trapezunt«) rufen entgegen der gewollten Heiterkeit solche Unlustgefühle hervor. Deren völlige Verwandlung gelang nur auf der Bühne selbst, in einer Zeit, die ihr Temperamente beschert hat, und eben mit Werken, die diesen den Spielraum im eigentlichsten Sinne gewährten. Damals und dergestalt war selbst das Mißwort erträglich: durchweg bei Offenbach; bei manchem von Hervé, bei Lecocqs »Madame Angot«, »Giroflé-Girofla«, »Der kleine Herzog«, bei den schon dünneren, gleichwohl anmutigen Werken von Planquette und Audran, bei den theatralisch gut gebauten, oft hinreißenden Operetten von Suppé, wie »Boccaccio«, »Fatinitza«, »Donna Juanita«, und zum Teil von Millöcker; ja selbst bei Johann Strauß, dessen Tonmeisterung einer ungeistigen Welt die Bühne nur als Tanzlokal erkennen ließ, immerhin doch in Kostümstücken: »Der lustige Krieg«, »Das Spitzentuch der Königin«, »Eine Nacht in Venedig«, »Karneval in Rom«. Wie die Salonwirklichkeit der »Fledermaus« mit dem Geschäker dieses »galanten Gesangslehrers Alfred« und der »charmanten Rosalinde«, dieser Herren Eisenstein und Frank (der »ein schönes Vogelhaus« hat, aber durchaus kein »fideles Gefängnis«),

dieses »übereleganten Orlofsky« (zum Davonlaufen, wenn jetzt die Hosenrolle lange Hosen hat und ein kurz angebundener Zwerg dasteht), dieser Adele (leerster Kopistin der Handschuhmacherin Gabriele) und all der Trillerer, die heute noch dazu als Gestalten einer Femina-Bar gekleidet sind — wie das jemals ertragen werden konnte, erscheint unbegreiflich. »Wann kommt die Fledermaus?« fragte es neben mir, und der und jener glaubte, es werde ein Frosch vorkommen; wäre solches der Fall, ging's eher als mit ausgestopften Frackschultern von »Schwerenötern«, die schon die Perspektive in eine Zeit des »Opernball«, der »Lustigen Witwe« und alles Benatzkywesens eröffnen. Der mürrische Beifall, der Silvester 1935 in übervollem Hause hörbar wurde, glich der Störung einer Andacht, ganz wie das Lachen, das der Herr Moser erregte als jener peinliche »Frosch«, der — »Schligowitz« ohne Humor — einzig von Girardis Gnaden jemals vorhanden war. (Beneidenswert die Anlage von Leuten, die, in rätselhafter Verkehrung der Natur, über Herrn Werner Krauß als Lear weinen und über Herrn Moser als Frosch lachen können.) Die ganze Szene beim Prinzen Orlofsky, welche, trotz einer ahnungslosen Kritik, durch die Möglichkeit des Exotischen noch halbwegs der Operette zugehört (bloß ein Zauberer konnte auf die Idee verfallen, ihn in einen »Erzherzog« zu verwandeln), verschrumpfte mit allem Aufwand von Chor und Orchester zum absoluten Nichts, worein plötzlich — Soiree! — ein mittlerer Tschechoslowake mit hoher Lage trat, um »La donna è moppile« zu versichern. Das Champagner-Finale, außerhalb der Bühne gewiß von hohem Musikwert, nach dem Rausch von »Pariser Leben« nicht überströmend, nur überflüssig, hat, trotz allem Philharmonischen und dank Herrn von Weingartner, nie zuvor so schal geschmeckt; in die Bude der alten Badner Arena kam mehr Leben, wenn der arme Kapellmeister den Tenor Januschke, die Soubrette Hermann u. s. w. nebst wenigen, aber hübschen Choristinnen: »Dir huld'gen die Nationen« anstimmen ließ, damit »die Majestät«, die »anerkannt wird«, launig »Champagner der Erste genannt« sei. Neulich wurde die Szene höchstens durch die Abwesenheit des Alfred belebt, der nicht zu singen, sondern statt des Eisenstein zu »brummen« hat. Alles in allem eine Aufführung, die — ausgenommen die

Charge des Herrn Madin als »Doktor Blind« — das Glück empfinden (und die Pietät anerkennen) ließ, daß das große und stolze Institut (welches keinen Mayr und Schrödter, keine Gutheil-Schoder mehr hat) davor zurückschrickt, sich mit der komischeren Oper Offenbachs und seiner Meilhac und Millaud einzulassen.

Denn das Wort, das man nicht verstehen soll, gebührt unstreitig Decsey. Darum habe ich es auch nicht unmittelbar auf mich einwirken lassen, sondern wie so oft mich mit dem Vorurteil begnügt, das inzwischen wohl zum Nachurteil geworden ist (während ich durch den Besuch der »Fledermaus« einen Chok aus der Jugendzeit, der ich sonst fast durchweg positive Theatereindrücke verdanke, revidieren wollte). Hier konnte ich mich einmal auf die Wiener Kritik verlassen, noch mehr jedoch auf Zitate, die mir schwarz auf weiß gaben, was mein Gehör niemals und gewiß nicht getrost nach Hause getragen hätte. »Weil es doch nur ein Traum ist«, so wollte man glauben, daß es möglich sei. Doch so erfolgreich die Bemühungen der Psychoanalytiker sind, Träume zu veröden, so viel weiß man heute schon, daß der Dialog, den ein ‚Echo' aller Theatergeräusche überliefert hat, zwar in einem Libretto, aber nicht im Zustand des dadurch bewirkten Schlafes vorkommen kann. Im Traum kann einem ein Hotel einfallen, niemals aber diese Sprache. Es gibt außerhalb des schriftstellerischen Berufs kein geistiges Niveau, das sie im Wachen zuließe, und in aller Traumwirrnis vermöchte kein Mensch, nicht einmal ein Schmock wie dieser Florent, »alle Wunder kreisen« zu fühlen, die er durch die Geliebte zeugen will, da doch offenbar die Wunder gemeint sind, die unter dem »Kreißen«, also den Geburtswehen jener, entstehen sollen; selbst wenn der Florent als der Gebärende vorgestellt wird, so kreißt höchstens er, aber nicht das zu erschaffende Wunder, das sich als Plunder herausstellt. Denn der unsagbare, höchstens eben schreiberische Dilettantismus (später Selbsteinschätzung) anklingt in jedem Vers, der zwischen diesen Liebenden gewechselt wird. Von dem isolierten Reim »verirrt — verwirrt« angefangen ist alles so, daß der hereinspielende »Doro« wirklich goldig wirkt, und erlösend Renatens Antwort auf die Beteuerung Florents, sein Blut schreie nach ihr: »Ach, lassen Sie es schrei'n!« Dies wie die Wendung »Ein simpler Kaufmann

ungeistiger Art!« hätte ich mir freilich — vielleicht komme ich doch noch zurecht — gern vorsingen lassen. Auch die szenische Gestaltung erleben mögen, wie dieser Hölderlin das Buch mit der Widmung zückt und die Dame, die bisher so gut bestanden hat, im Nu »erliegt«, zur Idiotima wird und sich mit ihm zu dem Duette paart, worin die in Sinn wie Syntax geheimnisvollen Worte vorkommen: »Gesucht, gefunden, Geflohen und gebunden! Gewollt und ungewollt!« Da aber, wenn dazu geblasen und gegeigt wird, es gehupft wie gesprungen ist, so tut man besser, die Gedankenreihe im Druck zu verfolgen. Und was heute in eben diesem wie auf dem Theater möglich ist, sieht man nun zu einem einzigen Gipfel vereint:

Die »Dame im Taum«, von Ernst Decsey und Gustav Holm, Musik von Franz Salmhofer, ist die kommende erste Staatsopernnovität dieses Spieljahres. Wir veröffentlichen nachstehend eine der interessantesten Szenen, mit der die Traumhandlung einsetzt, welche das wesentliche Geschehen der Oper darstellt.

Renate: Erwacht' ich? Träum' ich noch?
Wie kommen wir hieher? Verirrt?
Florent: Ganz einfach, Frau Renate! Sie haben mich verwirrt
Mit Ihrer Schönheit! So verlor ich Pfad und Ziel.
Renate: Sie tragen Schuld! Nicht ich!
Wir kletterten bergan, mein Doro, Sie und ich
Und unsre Freunde, Amica und Gilbert.
Da blieben wir zurück: Sie hielten mich am Arm
Und bogen mit mir ab auf einen falschen Weg. —
Und plötzlich . . . sind wir hier allein —
Sie haben alles arrangiert!
Florent: Ja, ja! Ich hab' es arrangiert!
Die Berge sollen's hören:
Ich liebe Sie, Renate, ich liebe Sie!
Renate: Still! Kein Wort darüber mehr!
Florent (sucht sie zu umarmen): Nur einen Kuß!
Renate (wehrt ab): Nie! Ist Doro nicht Ihr Freund?
Sie küssen Ihres Freundes Frau,
Sie schamlos Unverschämter! Sie wagen es
Im Angesicht der schuldlosen Natur?
Florent: Ich wag's, ich muß! Denn nur in dir
Kann ich mich selbst erfüllen!
Du bist mein Wunder, und ich fühle alle Wunder kreisen,
Die ich zeugen kann durch dich!
Um diesen Preis verrat' ich selbst den Freund!

Es schreit mein Blut nach dir, Renate! . . .
Renate (nimmt den Rucksack auf): Ach, lassen Sie es schrei'n! — Hinab
Will ich! Hinab zu meinem Mann!
Florent: Der dich versorgt!
Der deiner Schönheit Wunder nicht
Zu wecken weiß,
Ihm fehlt das Aug' der Phantasie!
(Verächtlich) Ein simpler Kaufmann ungeistiger Art!
(Überschwenglich) Ich aber werde dich verklären,
Dein Bild wird strahlen ewig
Im Glanz der Poesie
Wie Hölderlins Diotima!
Geh nur hinab
Ins bürgerliche Heim . . .!
Renate: Ach, Florent . . .!
Florent: Ich habe dir mein letztes Buch gewidmet.
Renate: Mir?
Florent: Ja. (Er schlägt es auf, überreicht es ihr.)
Renate (liest): Der »allerschönsten Frau«!
Florent: Willst wirklich du hinab?
Du lügst . . . du lügst . . . du lügst.
Renate (erliegend): Lass' mich, Florent . . .
Beide: Gesucht, gefunden,
Geflohen und gebunden!
Gewollt und ungewollt!
Mein! Mein! Und wenn
Ich daran sterben sollt'!
(Umarmen einander.)

(Mit Bewilligung des Verlages »Universal-Edition«, Wien.)

Wie lebhaft stelle ich mir den Segen vor, den da jenes flinke Männchen erteilt hat, das einem Ehebruch im Traum — auf losen Blättern! — so geneigt scheint wie einem Kontraktbruch in der Wirklichkeit. Doch welch ein Allelujah habe ich einst angestimmt, als das Trugbild der »Offenbach-Renaissance« zerstob, aus dunkler blindverwirrter Nacht mein Herz zu neuer Schau erwachte, und kein Agent mehr Gelegenheit hatte, die Umarmung von Piquillo und Perichole zu bewilligen!

## Glossen und Notizen

### Der Zerrissene

Über dieses Werk schien die bösartige Kritik des Vormärz im Lobe einig:

‚Theaterzeitung':

Der Beifall war stürmisch, des Hervorrufens kein Ende. Nestroy mußte gewiß im ganzen zwanzigmal nach seinen Szenen, nach seinen ausgezeichneten beiden Couplets, nach dem Fallen des Vorhanges bei den Aktschlüssen erscheinen. Der Beifallsjubel wollte kein Ende nehmen. Dieses Stück wird ganz gewiß ein großer Magnet für die Kassa und oft und mit stets überfülltem Hause gegeben werden.

Der Ahnherr der Journaille, Saphir (‚Der Humorist'), mußte trotz aller Abneigung zugeben:

Das Stück erfreute sich einer ungemein beifälligen Aufnahme. Herr Nestroy wurde etwa dreißigmal im Laufe des Abends gerufen; absonderliches Furore machten die in der Tat vortrefflichen Lieder.

‚Der Wanderer':

In diesen drei Akten dieser Posse ist keine müßige, gedehnte Szene; Witz folgt auf Witz, wie Schlag dem Blitz; man hat Mühe, beim einmaligen Anhören alles aufzufassen, was hier in überschwenglicher Fülle geboten wird. Aber nicht nur das Drollige, auch das Ernste verdient Aufmerksamkeit; es kommen in letzterer Hinsicht Bilder und Vergleichungen zum Vorschein, die an Raimund oder einen noch Höheren erinnern.

Einen ähnlichen Eindruck müssen am 3. November 1935 die Hörer der Ravag empfangen haben. Doch Spaß beiseite, es gäbe in Wien auch heute noch ein paar Kräfte, mit denen sich eine mögliche Aufführung zustandebringen ließe (Hr. Lessen als Lips, Hr. Kneidinger als Gluthammer, Hr. Wawra als Krautkopf, Frau Seidler oder Frl. Keller als Kathi). Der Spieler des »Theaters der Dichtung«, der noch nie seine Stimme verstellt hat, um der Vieltönigkeit eines Ensembles zu genügen, und dessen mikrophonische Leistung gleichwohl manchmal den Erfolg hatte, daß etwa angefragt wurde, wer die Darsteller des Rappelkopf, der Köhlerfamilie, des Hannele und insbesondere des Mattern im Gespräch mit dem Fremden gewesen seien — er hat also einen Akt dieses voll und ganz

Zerrissenen mitgemacht und war überzeugt, daß da eine einzige Stimme um ein neuartiges Wienerisch bemüht war, quietschverdrossen, mit Tönen so zwischen »Resitant« und jener unheimlichen »Portschunkula«, oft gehört, wenn in der Nacht zum Sonntag angeheiterte Familien nebst Gefolge in endlosem Zug durch die Drehtür wallen. (Gelächter, das fast schon Erbrechen ist. Der führende Schalk bestellt »noch etwas zur Erwärmung der Gemüter« — eine Wendung, die mir nach jahrelangem Suchen in der ‚Reichspost' aufstieß —, behauptet plötzlich, er sei ein blutwürstiger Dieterich, und läßt Grammophon und Radio laufen, dessen Wochenprogramm er, wiewohl nicht ganz nüchtern, ohne Weiteres zusammenstellen könnte. Die Damen gehen paarweis auf die Toilette.) Mit solchem Brauchtum hat Nestroy nicht das Geringste zu schaffen. Die Auffassung, daß er ein Dialektdichter sei, und gar einer, der noch auf dem renovierten Naschmarkt dieses Jahrhunderts, lange nach der Frau Sopherl, goutiert würde, stammt von einem kreuzbraven Verehrer der Fackel, dessen Enttäuschung sich nicht auf die unsaubere Art der Auf- und Abtrünnigen Luft machte, doch in dem selbstbetäubenden Anschluß an alles Mögliche, was der ‚Fackel' ein Greuel war und somit auch demjenigen sein müßte, der an ihr geübt schien, den Atem der Sprache zu auskultieren. »So gibt es halt allerhand Verehrer auf der Welt«, würde Nestroy, der keinen Hamur verstand, eben in jenem Stück ergänzen. Zwar hat er seine Figuren einer Vorstadtwelt, seine derberen Chargen, in einem damals noch unzermatschten Dialekt sprechen lassen, der aber nicht einmal im Sprachbau des robusten Scholz-Typus zuhause war. Die Vorstellung nun, daß die kunstvollen Tiraden der Sonderlinge und philosophischen Gespenster, die er sich auf den hagern Leib schrieb, im Munde eines Wasserers haltbar gewesen wären, dergleichen hätte seine gallbittere Güte übler empfunden als alles, was ihm zeitgenössischer Mißverstand antun konnte. Sogar der Knieriem, keine eigentliche Nestroy-Partie, verträgt diese Senkung nicht. Die Gesamtausgabe (bei Schroll) ist gewiß übergenau — wenn eine »Bavaroise« vorkommt, wird sogar das Rezept mitgeteilt, wie man sie zubereitet —, und sie hat, trotz äußerer Unhandlichkeit, vor dem Schleuderdruck bei Bonz alle möglichen Vorzüge; sie scheint

jedoch leider von der Auffassung, daß Nestroy ein Dialektdichter sei, ein wenig angezogen zu haben, und wenn wirklich in der Handschrift die liebe Kathi zwischen »Frühstück« und »Fruhstuck« schwankt, so hat sie ehedem gewiß jenes bevorzugt und erst recht der Herr v. Lips, dessen Sprechweise der Bauart seiner Sätze entspricht und der wohl nur in der Verkleidung des Bauernknechts ein »Fruahstuck« begehren dürfte. Zwei Zeitgenossen Nestroys haben dem Vortragenden einst seinen Tonfall gleichartig, also glaubhaft reproduziert: hochdeutsch hat er gewiß nicht gesprochen, aber eher als hausmeisterisch. Man versuche einmal, den erschütternden Satz des Titus Feuerfuchs über seinen Vater (wo dem Auditorium das Lachen nicht abzugewöhnen ist) ins Neuweanerische zu übersetzen:

Nein, er betreibt ein stilles, abgeschiedenes Geschäft, bei dem die Ruhe das einzige Geschäft ist; er liegt von höherer Macht gefesselt, und doch ist er frei und unabhängig, denn er ist Verweser seiner selbst; — er ist tot.

Manche Wörter (gleich das »betreibt«) sind schon äußerlich unübersetzbar, alle innerlich: der Gedanke entzieht sich dem geistigen Niveau des Dialekts, der ihn mit der Kotze erschlägt (a stülls, obgschiadns Gschäft; Varwäsa seina sölbst). Die Einwendung, daß das Beispiel nicht tauge, weil Titus hier ein angemaßtes Schriftdeutsch spreche, trifft fehl, oder sie gilt für alle Wendungen und Windungen jeder dieser unwirklichen Figuren, die hoch über ihrem Milieu denken und reden. Diese Gedankensprache ist von der Figur deutlich abgehoben; daß auch sie einen Anflug von Wienertum hat, versteht sich in dem Maße, als dieser Patriziersohn im Leben natürlich ein anderes Hochdeutsch sprach als ein berlinischer Nestroy gesprochen hätte, ein feines und gut deutsches Wienerisch, wie es noch von Überlebenden einer Kulturwelt gesprochen werden mag, von alten Sektionschefs oder Richtern, eher als von deren jüngeren Vorgesetzten, Unterbeamten und sonstigen Kleinbürgern. Die Nestroysche Sprachregion ist weder von den Realismen des Volkstons erfüllt noch etwa von jenem gestelzten Hochdeutsch, das den Infinitiv verlängert, und ihr Unnachahmliches liegt in einem gewendeten Schillerpathos, das nur der Kopfsprung ins Triviale von der Redeweise der Moor und Mortimer unterscheidet. Den eigentlichen Nestroy

Typus mit Hernalser Gaumenbelag produzieren zu wollen, ist nicht minder vergebliches Bemühen als der Versuch, Lichtenberg nach Lichtenthal zu versetzen. Wo bei Nestroy auch sonst die Figur nicht geradezu im Dialekt lebt (im außerdeutschen: »Eisenbahnheiraten«), ist ihr mit keinem beizukommen, am wenigsten mit Steirisch (Hr. Maierhofer im heutigen Burgtheater) oder mit jenem unaustilgbaren Wienerisch, bei dem jeder Vokal gequetscht wird und jeder Konsonant hinten sein l sitzen hat (edl), eine Mundart, die überhaupt nicht bühnenfähig ist, höchstens, mit bewußter Anwendung, für Gestalten wie den Selcher-Parvenü in »Liebesgeschichten und Heiratssachen«. Ein kleiner Vorstadtkomiker sprach einmal im »Biberpelz« etwa den folgenden preußischen Text:

Eat (*et*) kraacht, Frau Wodlfen, deat (*det*) saag ick Ihnen, und wean (*wenn*) eat kraacht, dean hattet gekraacht.

(Das »hattet« hat es eilig, um aus der Klemme zu kommen.) Also ein Urwiener, der nicht einen Satz einer Nestroy-Rolle hätte sprechen können. Der Hamburger Karl Treumann, der Rostocker Knaack hat es getroffen und gar der Breslauer Beckmann, der den Knieriem größer als dessen Schöpfer gespielt haben soll und zum Entzücken Kierkegaards den Helden des »Talisman«. Könnte es einen stärkeren Beweis für die lokale Unbegrenztheit dieser Sprachschöpfungen geben? Phantastischer aber als das Jean Paulhafte Gemälde vom Erwachen jenes Titus — welches er aus »einem Glasscherben, der vielleicht einst Spiegel war« und worin er einen eisgrauen Kopf als den seinen erkennt, vorspiegelt — wäre die Möglichkeit, ein solches Stück Dichtung, das natürlich die Vision durch Lokalismen unterbricht, ins Kasmaderische zu übersetzen. Der Ravag, die dergleichen, dem eigenen Trieb wie dem der Hörerschaft gehorchend, als »Gspas« inszeniert, ist es durchaus zuzutrauen. Denn das eben (und nicht das von Madách) ist die Tragödie der Menschheit: daß die Technik sie in einem geistigen Stadium antrifft, wo ihr Gebrauch sich nicht mehr lohnt, wo aber auch kein Exzeß zeitigen Schaffens so widernatürlich sein könnte wie die Berufung und Benützung von Kulturwerten der Vergangenheit. Bodenständig ist Nestroy in der Sprache! Hat also eigentlich mit Nüchtern und Schreyvogl (der längst verschmäht, Friedl zu heißen, dafür jedoch

die Verwechslung mit dem einstigen Burgtheaterdirektor nicht abzulehnen scheint) keine unterirdische Verbindung, keine »heimliche Eisenbahn«; freilich auch nicht mit Stelzhamer oder Rosegger. In dem geistigen Bild, das Zeit und Ort gewähren, fehlt er, ohne zu fehlen; er wäre nicht einmal imstande, dieser Leere nahezutreten, und es ist durchaus stilgerecht, daß er — mit Raimund und Stifter! — in einer Betrachtung, oder sagen wir »Schau«, österreichischen Kulturbesitzes dort nicht vorkommt, wo sich an den vielberufenen »Dichtergenius Grillparzer« unmittelbar Johann Nepomuk Vogl und Johann Gabriel Seidl anschließen. Man könnte nun zwar — bei aller Hochachtung vor Grillparzers antibanalem Denken — sehr wohl der Ansicht sein, daß ein Satz von Nestroy hundert Verse der »Ahnfrau« aufwiegt, ja noch weniger; aber da kann man halt nichts machen, oder nur »sei's« sagen, wie Grillparzer, ins Vergebene ergeben, gesagt hat. Zwar, dessen möge die hochstrebende Mittelmäßigkeit gewiß sein: man wird jene Sprach- und Kulturwerte nicht sein Lebelang in Wort und Worttat, ohne Dank und Teilnahme, doch lebendiger als alle zuständige Obhut vermöchte, gegen das Preßgift, dem sie selbst erlag, konserviert haben, um den Standpunkt zu verlassen, von dem aus der Unterschied zwischen den Geisthändlern: Israeliteraten und Literariern, nicht mehr gesehen wird. Es könnte in der Abweisung des kulturellen Dilettantismus — der von edelstem Blutzeugnis und dem Wunder einer Widerstandsfähigkeit Nutzen zieht — nur die freiwillige Schranke geben, stärker als alle Zensur: nichts zu sagen, was der Außenfeind gern hört (und die ihm geneigte freiheitliche Dummheit mißversteht). Denn obschon es zweifellos, letzten Endes, wichtiger als alles wäre, im Kulturraum des Donaubeckens die Belange des Geistes zu hüten, so muß man bei allgemeiner Leibesgefahr doch zunächst Gott danken, wenn einmal ein Bollwerk keine Phrase ist.

---

**»Zeichen einer vielversprechenden Entwicklung«**

Mit Recht wird gerade unter diesem Titel in Wien ein Zitat aus dem Leitartikel des ‚Ceske Slovo' gebracht:

‚Wir haben anerkannt und anerkennen auch heute, daß sowohl der brutal ermordete Kanzler Dr. Dollfuß als auch Dr. Schuschnigg

ein verdienstvolles Werk von bleibender Bedeutung geschaffen haben, wenn sie unter den schwierigsten Bedingungen ebenso tapfer wie geschickt den Ansturm auf die österreichische Selbständigkeit abgewehrt haben. Wir haben deshalb mit Sympathie alle Taten Österreichs verfolgt, die zur Festigung seiner Selbstständigkeit geführt haben. — — Den Privatbesuch des österreichischen Kanzlers betrachten wir als ein Zeichen einer vielversprechenden Entwicklung — —

Nämlich der unwandelbaren Verehrer, die heute sagen müssen, wofür sie den, der's freiwillig vor zwei Jahren sagte, des »Wiederspruchs« geziehen haben. Zwar nicht — gelegentlich einer unbezahlten Propagandafahrt — unter vier Augen; auch nicht unter acht: es schien zu überzeugen, und ein Wortführer der Prager Demokratie, der sich erklären ließ, was sie Dollfuß verdanke, sprach: »Da sieht man, der Dichter ist der wahre Realpolitiker!«; und ein Dichter fand das gute Wort: »Man wird Ihnen den Vorwurf machen, daß Sie sich widersprechen, aber der Widerspruch ist in denen, die Ihnen den Vorwurf machen werden.« Die so sprachen, mögen sich nicht widersprochen haben, als sie es schwarz auf weiß hatten. Die Journalisten jedoch, in Fragen der Gesinnung empfindlich, schöpften Verdacht auf Schwarz. Die lassen keinen Widerspruch aufkommen. Da sie unwandelbar sind, so können sie allenfalls in ihrer Verehrung der Person wanken, aber ihre Anerkennung der Sache, die von ihr vertreten wurde, rückwirkend aussprechen und behaupten, daß Sympathie im Spiel war, als sie alle Taten Österreichs verfolgten.

## Das bunte Blatt

Es ist nicht schwer, Lokalpatriot zu werden und an Wien jedes gute Haar zu lassen, wenn man das ‚Prager Tagblatt' liest, dessen schwelgerischer Betrachtung mein Lebensrest vorbehalten bleibt. Wie jung war man, als es noch eine Neue Freie Presse gab! Doch auch das Alter hat usw. Es wird insbesondere durch den täglichen Blick auf die Prager Fülle von Druckfehlern verklärt, gegen die es zwar kein Präservativ zu geben scheint — »Ihr Schutz und Ihr Genuß« beim Lesen —, deren Gefahr aber gerade mein etwas perverser Geschmack als besondere Würze empfindet. Da ich nie vor Ankunft des ‚Prager Tagblatt', welche leider schon um halb sieben Uhr früh erfolgt, schlafen

gehe und die aufregende Lektüre mich bis zum Mittag wach hält, so benütze ich diese Zeit, an einer Sammlung der merkwürdigsten Druckfehler — aus ethno- wie psychologischem Gesichtspunkt — zu arbeiten (›Schäätze — ! Schäätze — !‹ sag ich als Nestroyscher Zopak;) ferner an einer Sammlung von Annoncen, auf deren Druck Sorgfalt verwendet wird, und sonstigen Nachrichten aus Österreich, von sprachkritischen Versuchen des ‚Prager Tagblatt' (›Fred‹!) wie seinen andern Anekdoten, und last not least an einer Schilderung des Heldenkampfes zwischen Olla und Primeros, bei dem es eine Neutralität wahrt, die an die Haltung der Schweiz hinanreicht, nur mit dem Unterschied, daß deren Kriegsgewinn geringer ist. Vorläufig sei — von einem, der manchen Prager Eindrücken ein nie zuvor verspürtes Pumpern des Herzens bei der Heimkehr verdankt — dem Erstaunen Ausdruck gegeben, daß ein feiner Stilist, der für das Blatt Wiener Theaterberichte schreibt, dort, heute, den Satz drucken läßt:

Dr. Beer, ein Wiener in Amerika, gibt der Figur die gemütliche Verwaschenheit, die sie als zuständig an der gelb-grau-grün-blauen Donau legitimiert.

Daß es Herr Dr. Beer, den ich schon spielen sah, nötig hat, daran ist nicht zu zweifeln. Was den Wiener Kritiker anlangt, auf den als einen der wenigen denkenden Angehörigen seines Berufes Wien stolz sein kann, so wäre es zwar nicht unproblematisch, doch immerhin möglich, selbst unter dem Alpdruck der Gefahr, daß sich die Spree in die Donau ergießen könnte, an Ort und Stelle einer hergebrachten Ansicht Ausdruck zu geben, die durch die überraschende Entschiedenheit einer Abwehr zunächst widerlegt erscheint. Keineswegs empfiehlt es sich, sie in einem politischen Milieu kundzutun, das allen Grund hätte, die Wiener Ausdauer mit Dankbarkeit statt mit schmunzelnder und schmonzelnder Zweifelsucht zu betrachten. Es ist gewiß nicht gut, die Leser des ‚Prager Tagblatt', denen nur am Samstag Aussicht auf verläßlichen Schutz gewährt wird, noch mehr zu entmutigen, als es durch die Entwicklung der Dinge um Henlein ohnedies geschieht. Besser jedenfalls, das chuzpetige Herabsehen auf Wien der Redaktion selbst zu überlassen, welche den unverwaschenen Herrn Max Brod eine ›Moser-Rolle‹ (das gibt es) als eine

vielleicht gar nicht existierende, aber jedenfalls sehr österreichisch, angenehm und schlampig anmutende Gestalt bezeichnen läßt. Dem ‚Prager Tagblatt', in dem zwar so manche österreichisch anmutende Annonce erscheint, pflegt ja nur selten die Schlamperei zu widerfahren, daß ein angenehmer Sprachunterricht unter »Körperpflege« gerät, und bekanntlich kann man politisch, kulturell und administrativ im dortigen öffentlichen Leben von Wesenszügen der gemischtsprachigen Monarchie auch nicht mehr so viel wahrnehmen, als unter den Fingernagel eines Prager Intellektuellen geht. Was jedoch die Farbe der Donau betrifft, will ich nicht leugnen, daß ich sie gleichfalls nie so ausgesprochen blau finden konnte, wie sie die Walzerkomponisten fanden; aber so blau wie die Gesellschaft des ‚Prager Tagblatt' (der ich dringend widerraten möchte, sich als feste und treue Wacht an der einfarbigen Moldau aufzuspielen) habe ich sie schon in Zeiten gefunden, wo ich noch nicht gratis für den Wiener Fremdenverkehr wirkte, den das ‚Prager Tagblatt' gegen hohe Entlohnung zu heben pflegt. Wie dem immer sei, würde ich jetzt mehr die Zufriedenheit betonen, daß die Donau, mag sie alle andern Farben spielen, doch jedenfalls nicht braun ist; ich persönlich tät's auch aus alter Sympathie für eine Bevölkerung, die an der Moldau zweifellos zuständig ist und vom Weltbürgertum des ‚Prager Tagblatt' unberührt. Wohl muß man einer bunten Redaktion, der wie alles auch das eigene Blatt stagelgrün aufliegt, eine gewisse Ausgelassenheit zugutehalten. Vollends wenn sie es nicht unterläßt, in der gleichen Nummer dem Getändel mit dem gemütlichen Wienertum, dem man sich dort in jeder Hinsicht und hauptsächlich intellektuell überlegen fühlt, die Aufklärung über eine Prager Gemütlichkeit zu gesellen, die allerdings resoluter geartet scheint. Eine Tierfreundin will nämlich beobachtet haben, daß man sich bei Silvesterfeiern damit vergnügt, die nach altem Brauch präsentierten Ferkel, kurz bevor sie geschlachtet werden, noch beherzt anzupacken, am Schwanz zu ziehen und sonst auf allerlei Art zu quälen. Die Dame bezeichnet zwar nicht die Kreise, wo solcher Humor in seine Rechte tritt. Da aber die Beschwerde in einer anscheinend deutschen Zeitung erfolgt, so hätten die Prager Deutschen — soweit ihnen das Deutsch des ‚Prager Tagblatt'

diese Eigenschaft erhalten und sie nicht zu Kosmopoliten gemacht hat — entweder Grund zu einer Gegenbeschwerde oder zu einer gewissen Nachsicht für volkstümliche Besonderheiten. Der Wiener Autor jedoch, der sich in den Spalten des ‚Prager Tagblatt' vielleicht etwas beengt fühlt und darum entgleisen konnte, wurde für das Opfer, das er einer unverwaschenen Denkart gebracht hat, sogleich bestraft. Man ließ ihn der gemütlichen Figur des Dr. Beer (der im Prager Theaterleben prominent wäre) eine

lamarquante Figur

anschließen und dieser wieder ein süßes Mädchen, dem die Darstellerin die uneingeschränkte

Bejahrung der Zuschauer

erspielt habe. Das ist aber nichts gegen den Genieblitz des Setzers, der letzthin eben diese Zuschauer — welche offenbar alte Leser werden sollen, bevor sie eines süßen Mädchens und eines makellosen Tagblatts habhaft werden — mit der Neubildung bedacht hat, die zwei Fliegen mit einer Klappe schlug:

das Zublikum.

(Schäätze —!)

## Rauchen im Gefängnis

Eine Verteidigung der Donau, wie wenig muß sie, nichtwahr, dem anstehen, der gerade gegen diesen Strom dauergeschwommen ist — und doch tat er's um der echten »Schätze« willen, die er besser sah als die, die prinzipienfest mit dem Strom schwimmen, ja selbst als die bodenständigen Uferbewohner, welche doch bestimmt keine Ahnung von Raimund und Nestroy haben, von Peter Altenberg und Adolf Loos. Es sind eben (»c'est comme ça«) die Widersprüche, und da kann man halt nix machen: als schwimmen, wie man will und nicht: wie die andern wollen, daß man schwimme. Einen »Zwiespalt der Natur« bedeuten jene nicht, bloß den der Welt, die sich längst mit sich selber nicht auskennt, umsoweniger mit dem Betrachter, und wir werden zur Erklärung keinen Oerindur brauchen. Mißfallen wie Gefallen an der Gegend wird auch Zeitstoffeln, die sich erfrechten, einem die geistige Richtung vorzuschreiben, einst ein Bild hinterlassen, dessen Vielförmigkeit nicht Schuld der Darstellung gewesen. Papierne Freiheit mag,

wissend oder vergessend, daß ihrer eignen Reiche Macht hundertmal härter den Gewalttäter ergriffe — geschweige die jenes Dritten, wo Gewalt gegen Wehrlosigkeit wütet —, sie mag sich vorgenommen haben, Österreich als das »Land der Kerker« zu fixieren. Das eben ist der Fluch der bösen Tat des Weltkriegs, daß Amnestien beiweitem keinen so starken Widerhall finden als Verurteilungen: bei einer Machtwelt, die der Ohnmacht die Toleranz befiehlt, aber das Wüten der Gewalt als »innere Angelegenheit« achtet; und von einer Zeit her, wo das Hiesige dasig wurde und die Umgänglichkeit der »reinen Lamperln« mißtrauenswürdig schien. Sollte sich jedoch, lange nach der bösen Tat eines Friedens, der Österreich den Hunger, aber deutschem Wahn die Nahrung brachte, das Ansehen der Dinge nicht verändert haben? Sollte nicht der Begriff eines »heiligen Verteidigungskriegs«, vor dem unnennbaren Folgeübel, das nicht bloß den Schwächsten bedroht, jetzt erst in seine Ehre eingesetzt sein? Wäre eine veränderte und so verringerte Wirklichkeit, die als Vorposten der Welt nun der ausgewachsenen Hölle gegenübersteht, nicht neuer Erkenntnis würdig? Hie und da scheint diese, von kleinem Anlaß geweckt, sich gegen die Macht propagierender Niedertracht durchzusetzen. Österreich bleibt das Land der Kerker; daß sie stark geleert wurden, macht schwachen Eindruck; doch der sinnfällig humanen Neuerung, daß dem Rest von Gefangenen das Rauchen erlaubt ist, wird in einem ausländischen Blatt, dessen staatlicher Bereich sich solcher Reform wohl noch nicht rühmen kann, ein Lob gezollt, das die Verteidigung der Donau gegen jenen Zweifel über ihre Farbe, ja den Antrieb dazu in bemerkenswerter Weise unterstützt:

Schön, daß gerade in Österreich der Entschluß solcher Reform gefaßt wurde, daß wieder einmal dieses wunderliche, kleine, machtlose und tausendfach liebenswerte Land der Welt zu Bewußtsein bringt, was für Schmach und Unglück das wäre, wenn es ans Hakenkreuz geschlagen würde.

Schön, daß gerade in der Tschechoslowakei der Entschluß zu solcher Anerkennung gefaßt wurde, daß endlich dieses nicht kleine und machtlose, aber wunderliche, trotz seinen Politikern und Journalisten liebenswerte Land sich selbst zum Bewußtsein bringt, was für Schmach und Unglück der bezeichnete

Ausgang auch für Prag bedeuten würde. (Wogegen doch politisierende Schwächlinge bei der bloßen Berührung der welthistorischen Alternative, zu der es wohl nie kommen wird: Hitler oder Habsburg — in Österreich! —, einen roten Kopf zugunsten des Unsäglichen bekamen und den Autor der »Letzten Tage der Menschheit« auf diese zu verweisen wagten. Macht nichts, und wenn alle Unwandelbaren futsch — oder sagen wir fučik — sind: sein Blick ist gleichwohl nur von der Wirklichkeit zu dirigieren, und er würde sich trotz solcher Autorschaft nicht nach Moskau schicken lassen, um dort zwei Wochen einem »großen Werden« beizuwohnen, wodurch man leicht den Sinn für kleinere Themen und auch das Gedächtnis für realere Vorgänge verliert.) Die Einsicht, die in jenem Satz enthalten ist, macht dem Autor, Alfred Polgar, mehr Ehre, als ihm zu seinem sechzigsten Geburtstag erwiesen wurde — indem es ja auch zu den Wunderlichkeiten des so gewürdigten Landes gehört, geistige Werte lieber hervorzubringen als zu würdigen und einen geräuschvollen Drang nach Feierung anderweitig zu stillen. Der Satz rechtfertigt aber auch das Prinzip des Widerspruchs, und in dem Maße, daß ein Autor, dessen Denken eben keinem äußern Diktat gehorcht, schon binnen acht Tagen eine Zeitnotwendigkeit zu erkennen vermag, weil er sich nicht durch die standhafte Dummheit zwingen lassen wird, aus seinem Herzen just die Mördergrube zu machen, in die, mit ihrer Hilfe, sein Land, ihr Land verwandelt werden soll. Denn die Anerkennung einer Reform, die weit mehr Gemütlichkeit bekundet als Verwaschenheit, stammt von eben deren Tadler. Mit richtiger Erkenntnis stellt nun der Autor die an der Donau zuständige Gerichtsbarkeit dem Geist einer neudeutschen entgegen, die für den Gefangenen »ein Höchstmaß an Leiden« statuiert und die da verlangt,

> daß er von dem ganzen Jammer seiner Situation bis zur Hoffnungslosigkeit erfaßt werde, kurz, die den Häftling nach dem im Wiener Lied ausgesprochenen Grundsatz behandelt wissen will: »Hält er's aus, is' gut für ihn — hält er's nicht aus, wird er hin.«

Hierin ist vielleicht, aus Versehen, einer in Prag willkommenen Lesart insofern Vorschub geleistet, als könnte sich die neudeutsche Grausamkeit auf einen im altwienerischen Liede bejahten

Grundsatz oder gar Rechtsgrundsatz berufen; eine Nachprüfung des Textes würde wohl ergeben, daß sein Sinn eher auf eine Ablehnung jener Probe hinausläuft, daß weniger Empfehlung als Darstellung so peinlicher Wurstigkeit — möglicherweise etwas wurstig, und peinlich genug — beabsichtigt ist; vermutlich handelt überhaupt keine Strophe von Kerkerleiden, und besser wäre vielleicht ein Hinweis auf den »im Wiener Lied bezeichneten (nicht bezogenen) Standpunkt« gewesen. Die Greuel des Strafvollzuges waren zu allen Zeiten ein internationales Übel; doch ganz bestimmt hatte das Milieu, dem das Lied entsprang, in der Gestalt des »Wachters« (der bei Nestroy zu ganz anderm Zweck die Hand erhob) nichts von der Gewalttätigkeit aufzuweisen, die das Jahrhundert einer fortgeschrittenen Technik, vor, in und nach dem Weltkrieg, auszeichnet — geschweige denn, daß es eine Stütze für die Herrenmoral freigelassener Sklaven böte. Der Annahme, das Wiener Lied habe solch fatalen Sinn zu eigen, würde ja erfreulich und überraschend die Hervorhebung der Reform widersprechen, gleich ihrer Möglichkeit, auf die eine regierende Sozialdemokratie wie auf so manches nicht verfallen ist, weshalb sie wohl auch verfallen ist. Doch man hat — selbst wenn sich das Milieu widerspräche und die Verehrung der »Letzten Tage der Menschheit« (die unwandelbarer bleiben) getäuscht wäre — man hat hier wirklich den Eindruck, als ob sich jetzt, da Bomben, Trümmer, Blut und Boden rauchen, an so unscheinbarer Wohltat ein Rest von Menschsein gegen die Schrecken der Zivilisation bewähren wollte. In Brünn mögen nun auch Köpfe rauchen, weil das jüngst erst gezeichnete Porträt eines Justizministers (der zwar von seiner Wissenschaft mehr versteht als ein Winkeladvokat des Teufels) durch einen Erlaß und dessen Belobung so arg ins Humane verzerrt wird. Prags Tagblatt aber hat Sinn für Abwechslung und findet es »intressant«, zwischen all den versteckten Herabsetzungen (deren Offenheit seine letzte und stärkste Seite beeinträchtigen könnte) auch einmal die Wahrheit über Österreich zu drucken, und eine, die selbst vom Setzer nicht entstellt wurde.

## Paneuropa

mit Kultur, Wirtschaft, Weltfrieden und garantiertem Zusammenleben von Löwe & Lamm wäre ohne Zweifel ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, wenn es nicht leider der Fall wäre, daß den Weg dahin, unter Palmen, »niemand ungestraft wandelt«, ja daß einem diese »verhaßt gemacht« werden. Man ist aber genötigt, sowohl dem Standpunkt der Ottilie in den »Wahlverwandtschaften« wie dem des Tempelherrn im »Nathan«, die so häufig verwechselt werden, beizupflichten, weil das Ideal nicht ohne die Artikel des Grafen Coudenhove-Kalergi zu erreichen ist. (Deren einer, der Nachruf auf Dollfuß, von jeglicher Redensart frei schien, was aber wohl das Verdienst des lebendigen Toten war.) Der vorzüglichen Schauspielerin Ida Roland, die merklich noch einen Schimmer der Wolter empfangen hat, war es nicht beschieden, dem riesenhaften Vorbild auch in dem Glück des gräflichen Kunstberaters nachzustreben; vielmehr hat sie allzulange dem eigenen Wirken entsagt, um mit administrativer Tüchtigkeit der politischen, rednerischen und publizistischen ~~Wirksamkeit~~ des Gatten beizustehn, dessen gutes Meinen, nehmt alles nur in allem, die Sphären Benesch und Mussolini umschließt, nicht ohne auch eine letzte Hoffnung auf Hitler. Ob sie das Format zu einer Lady Macbeth hat, wird sich zeigen; aber daß sie den Mann, der außer einem starken Hang zur Publizität frei von teuflischen Trieben ist, zu Kongressen spornt, hat schon einen tragischen Zug. Jedenfalls ist ein Theatererfolg in der Hand besser als die Ehre, vom unverwüstlichen Ullmann zur »Hausfrau Paneuropas« ernannt zu werden. Der Hausherr, nunmehr ganz auf Prag konzentriert, ließ vor kurzem dort wie hier ein Artikelchen erscheinen, dessen Inhalt — so im Gedankenraum der Verbindung von Kultur und Handelsverträgen — Paneuropa endlich als die 25malige Wiederholung von Europa ~~erkennen ließ~~

. . gehört zu den vielen europäischen Paradoxen . . sprachen sie europäisch . . ihr gemeinsames Bekenntnis zu Paneuropa, zur europäischen Idee, zur europäischen Kultur, zur europäischen Wirtschaft, zur europäischen Politik . . in der Mitte Europas . . erfüllt vom europäischen Geist und europäischer Tradition . . des größten Europäers Masaryk . . dem jüngsten Stern auf dem Himmel der großen europäischen Politik; einer großen europäischen Hoffnung . . neues Kapitel in der Geschichte Mitteleuropas . . für die wirtschaftliche Gesundung Mitteleuropas . . geistige Per-

**Paneuropa**

mit Kultur, Wirtschaft, Weltfrieden und garantiertem Zusammenleben von Löwe & Lamm wäre ohne Zweifel ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, wenn es nicht leider der Fall wäre, daß den Weg dahin, unter Palmen, »niemand ungestraft wandelt«, ja daß einem diese »verhaßt gemacht« werden. Man ist aber genötigt, sowohl dem Standpunkt der Ottilie in den »Wahlverwandtschaften« wie dem des Tempelherrn im »Nathan«, die so häufig verwechselt werden, beizupflichten, weil das Ideal nicht ohne die Artikel des Grafen Coudenhove-Kalergi zu erreichen ist. (Deren einer, der Nachruf auf Dollfuß, von jeglicher Redensart frei schien, was aber wohl das Verdienst des lebendigen Toten war.) Der vorzüglichen Schauspielerin Ida Roland, die merklich noch einen Schimmer der Wolter empfangen hat, war es nicht beschieden, dem riesenhaften Vorbild auch in dem Glück des gräflichen Kunstberaters nachzustreben; vielmehr hat sie allzulange dem eigenen Wirken entsagt, um mit administrativer Tüchtigkeit der politischen, rednerischen und publizistischen Betätigung des Gatten beizustehn, dessen gutes Meinen, nehmt alles nur in allem, die Sphären Benesch und Mussolini umschließt, nicht ohne auch eine letzte Hoffnung auf Hitler. Ob sie das Format zu einer Lady Macbeth hat, wird sich zeigen; aber daß sie den Mann, der außer einem starken Hang zur Publizität frei von teuflischen Trieben ist, zu Kongressen spornt, hat schon einen tragischen Zug. Jedenfalls ist ein Theatererfolg in der Hand besser als die Ehre, vom unverwüstlichen Ullmann zur »Hausfrau Paneuropas« ernannt zu werden. Der Hausherr, nunmehr ganz auf Prag konzentriert, ließ vor kurzem dort wie hier ein Artikelchen erscheinen, nach dessen Inhalt — so im Gedankenraum der Verbindung von Kultur und Handelsverträgen — sich Paneuropa endlich als die 25malige Wiederholung von Europa herausstellte:

. . gehört zu den vielen europäischen Paradoxen . . sprachen sie europäisch . . ihr gemeinsames Bekenntnis zu Paneuropa, zur europäischen Idee, zur europäischen Kultur, zur europäischen Wirtschaft, zur europäischen Politik . . in der Mitte Europas . . erfüllt vom europäischen Geist und europäischer Tradition . . des größten Europäers Masaryk . . dem jüngsten Stern auf dem Himmel der großen europäischen Politik; einer großen europäischen Hoffnung . . neues Kapitel in der Geschichte Mitteleuropas . . für die wirtschaftliche Gesundung Mitteleuropas . . geistige Per-

sönlichkeiten von europäischem Format . . das gemeinsame Bekenntnis zu Europa . . die wirtschaftliche Zersplitterung Europas . . eine glückliche Zukunft der Europäer . . bekennen sich zur gemeinsamen europäischen Kultur . . die tausendjährige Kultur Europas . . zwischen den drei Europäern . . bildet einen Lichtblick im Dunkel der heutigen Politik Europas . . Verständigung im Herzen Europas . . um diese europäische Verständigung eines Tages in Paris und Berlin zu krönen.

Coudenhove-Kalergi, dessen paneuropäisches Ideal nicht angetastet werden soll — wiewohl die Abschaffung der Presse noch schöner wäre und die Ruhe der Welt noch besser garantierte —, scheint sich ganz dem Glauben verschrieben zu haben, daß »Europäer« zu sein eine besondere kulturelle Ehre bedeute. Nun ist es zwar richtig und nachweisbar, daß sich mitten in Europa die Barbarei aufgetan hat; aber darum ist die Umgebung noch beiweitem nicht so europäisch, wie der edle Schwärmer anzunehmen scheint. Wäre es jedoch selbst der Fall: weshalb soll ein »Europäer«, den man ja allenfalls einem Amerikaner vorziehen mag, ein höheres Gottesgeschöpf sein als ein Bewohner anderer, wenngleich dunklerer Erdteile? Wir Afrikaner sind doch bessere Menschen und bestimmt keine so geübten Menschenfresser. Doch warum in die Ferne schweifen, wenn Asien dem Grafen Coudenhove-Kalergi so nahe liegt? Ein Japaner, der gleichfalls in der europäischen Zivilisation bewandert war, antwortete mir einst auf meine Frage, was man dort von ihr halte, kurz und bündig: »Mer lacht«. Nun, Japaneuropa ist auch nicht das Wahre. China, an dessen Vergiftung durch Opium die Kompagnie arbeitet, ist weit naturnäher; fern aller Anpassungsfähigkeit, dürfte es sowohl über den Glauben des Europäers, daß er einer sei, wie über den Stolz darauf, wenn er einer wäre, bloß lächeln, wofern ihm nicht Lehars Operette die Laune verdüstert hat.

## Der Völkerbund

Aber Opium ist noch gefährlicher, dann Morphium und neuerdings »Heroin«, wie die Mordsbetrüger ein Rauschgift zu nennen wagen.

Zu den großen, bisher bekannten Ursachen der Vernichtung des chinesischen Volkes kommt seit zirka 200 Jahren noch eine weitere hinzu, als Segnung westlicher Kultur und Zivilisation der weißen Menschheit — das ist das Opium. Es gibt vielleicht keine Seite des

menschlichen Zusammenlebens, der Güterproduktion und der Güterverteilung, an der die ganze Abscheulichkeit menschlicher Gewinnsucht und die verderbliche Macht menschlicher Besitzgier so gezeigt werden kann, wie in der Geschichte der Opiumverbreitung in China.

Schreibt Professor Dr. Julius Tandler, ein nützlicherer und mutigerer Sozialist als die Bauer und Deutsch, in seinem Buch über China (Verlag der »Thalia«-Buchdruckerei, Wien). Die Weltgeschichte verzeichnet »Opiumkriege«, aus denen England als Sieger hervorging. Darüber hinaus jedoch die unblutig tödliche Notwehr eines Volkes.

Schließlich kam es 1924, da der Widerstand der Chinesen gegen das Opium ungebrochen blieb, zur Gründung einer großen Anti-Opiumvereinigung mit mehr als fünf Millionen Mitgliedern in China, die eine Petition an den Völkerbund unter Berufung auf die Haager Konferenz vorlegte. Der Völkerbund beantwortete das Schriftstück wie folgt:

»1. Die Konferenz ergreift keine Maßregel, die Opiumproduktion einzuschränken, vor allem durch Kontrolle des Opiumhandels.

2. Die Konferenz hält am Opiummonopol fest.

3. Die Kolonien besitzenden Mächte im Fernen Osten sind in ihren Geldquellen vom Opium abhängig, aus dem nahezu die Hälfte ihrer Einnahmen stammt. Sie sind nicht bereit, solche Geldopfer zugunsten der Humanität zu bringen«.

Umso erfreulicher, daß wenigstens die Bekämpfung des Mädchenhandels, der einen geringern Gewinn bringt und nicht monopolisiert ist, mit Tatkraft fortgesetzt wird.

---

## Denkmalschutz

Auch sonst wird zum Rechten gesehen:

**Eine Ausdehnung der internationalen Gesetze über die Verlagsrechte auf Artikel in Zeitungen**

will das englische Landeskomitee für Internationales Verlagsrecht auf einer

Konferenz für Revision der internationalen Konvention

wie das bodenständigste Blatt mitteilt, beantragen. Es ist gewiß ein berechtigtes Interesse der Zeitungen, Originallügen gegen »Abdruck ohne Zustimmung des Autors« zu schützen, also gegen Entwendung, als welche aber der Nachdruck in der ‚Fackel'

wohl nicht aufzufassen wäre. Das englische Komitee stimmt, was den Schutz von Zeitungsartikeln anlangt, mit dem belgischen Komitee überein.

Dagegen hat sich das Komitee gegen zwei andere belgische Vorschläge ausgesprochen. Der eine betrifft eine Verschärfung des Einspruchsrechtes des Autors gegen Veränderungen und Verstümmelungen seiner Werke, falls diese Änderungen seinem Ruf abträglich sein könnten.

Vermutlich hat das englische Komitee den Fall Shaw-Trebitsch im Auge und steht da auf dem Standpunkt des Rechtssatzes: Volenti non fit injuria. Die Duldsamkeit, die es mit dem lebenden Autor teilt, erstreckt sich aber leider auch auf den toten, der noch weit duldsamer ist, wenngleich hier ein Willensakt weniger in Erscheinung tritt. Der zweite belgische Vorschlag verlangt nämlich

die Ausdehnung des Schutzes gegen Verstümmelung und Verfälschung von bekannten klassischen Werken aller Länder.

Da nun aber das englische Komitee

für die Einbeziehung kinematographischer Werke eintreten will

so würde sich ergeben daß im Fall des »Sommernachtstraum« zwar nicht Shakespeare, aber Reinhardt des autorrechtlichen Schutzes teilhaft wäre. Was diesen Beweis englischer Liberalität vielleicht aufwiegen könnte, ist die Erlaubnis, die die ‚Fackel' für den Nachdruck der Kritiken aus ‚Times' und ‚Nation' ausnahmsweise erteilt. Leider nur muß man befürchten, daß die kontinentale Presse sich hier bereits an das ausgedehnte Gesetz zum Schutze von Zeitungsartikeln halten wird.

---

### Was die Menschheit in Wort und Tat hinnimmt

Das Folgende steht in einem »Boulevardblatt«, das sich — so weit ist die Technik fortgeschritten und so eng gefaßt ist der Betrugsparagraph — täglich einen »Fernspruch des ‚Echo'« aus London, Paris, Konstantinopel, Bombay und sogar Berlin herstellt (mit dem Stärksten gegen die Gestapo, dessen telephonische Weitergabe ohne Unterbrechung, Verhaftung und Tötung des verwegenen

wohl nicht aufzufassen wäre. Das englische Komitee stimmt, was den Schutz von Zeitungsartikeln anlangt, mit dem belgischen Komitee überein.

Dagegen hat sich das Komitee gegen zwei andere belgische Vorschläge ausgesprochen. Der eine betrifft eine Verschärfung des Einspruchsrechtes des Autors gegen Veränderungen und Verstümmelungen seiner Werke, falls diese Änderungen seinem Ruf abträglich sein könnten.

Vermutlich hat das englische Komitee den Fall Shaw-Trebitsch im Auge und steht da auf dem Standpunkt des Rechtssatzes: Volenti non fit injuria. Die Duldsamkeit, die es mit dem lebenden Autor teilt, erstreckt sich aber leider auch auf den toten, der noch weit duldsamer ist, wenngleich hier ein Willensakt weniger in Erscheinung tritt. Der zweite belgische Vorschlag verlangt nämlich

die Ausdehnung des Schutzes gegen Verstümmelung und Verfälschung von bekannten klassischen Werken aller Länder.

Da nun aber das englische Komitee

für die Einbeziehung kinematographischer Werke eintreten will

so würde sich ergeben, daß im Fall des »Sommernachtstraum« zwar nicht Shakespeare, aber Reinhardt des autorrechtlichen Schutzes teilhaft wäre. Was diesen Beweis englischer Liberalität vielleicht aufwiegen könnte, ist die Erlaubnis, die die ‚Fackel' für den Nachdruck der Kritiken aus ‚Times' und ‚Nation' ausnahmsweise erteilt. Leider nur muß man befürchten, daß die kontinentale Presse sich hier bereits an das ausgedehnte Gesetz zum Schutze von Zeitungsartikeln halten wird.

---

## Was die Menschheit in Wort und Tat hinnimmt

Das Folgende steht in einem »Boulevardblatt«, das sich — so weit ist die Technik fortgeschritten und so eng gefaßt ist der Betrugsparagraph — täglich einen »Fernspruch des ‚Echo'« aus London, Paris, Konstantinopel, Bombay und sogar aus Berlin herstellt: mit dem Stärksten gegen die Gestapo, dessen telephonische Weitergabe ohne Unterbrechung, Verhaftung und Tötung des verwegenen

Korrespondenten eigentlich beweisen müßte, daß die Meldung unwahr ist und die Gestapo eine freiheitliche Errungenschaft, wären die lesenden Idioten nicht von Zeitungslettern gebannt. (Wie hoch über diesem Niveau steht meine Nestroysche Babette, die, wenn sie schwadronieren hört, sich denkt: »Das is schlimme Herr, ligte wie Drucktes!«) Das Echo sitzt am Schreibtisch, die Fernsprüche sind Nachdrucke von Zitaten einer Basler Zeitung oder, in frischern Fällen, Ausschnitte aus jenem Prager Blatt, das bedauerlicher Weise schon sieben Stunden früher in Wien eintrifft, als es sollte und als das Echo ertönt. Authentisches, wie daß ein Vortrag in der Urania stattfindet, verschluckt es mitten in der Gesamtanzeige, wissend, daß die Preßfreiheit des Fälschens unantastbar bleibt. Während also die Wiener Berichterstattung ein Kinderspiel ist und man hier machen kann was man will, scheinen es die Kollegen in Addis Abeba, deren einer hundert Boulevardblätter mit dem gleichen Originalbericht versorgt, weit schwerer zu haben:

Eigentlich ist alles unzufrieden in Addis Abeba. Der Negus mit den Mißerfolgen seiner Armee — begreiflicherweise! —, die Bevölkerung mit den Niederlagen und den Opfern, die ihr auferlegt werden, und letzten Endes wir Korrespondenten, weil man uns die Berichterstattung erschwert.

Nur die, die jenes schon hinter sich haben, ruhen erleichtert und zufrieden.

## Ein schneeweißer Rabe

Sir Samuel Hoare als Eiskunstläufer. Wir lesen in den ‚Basler Nachrichten' ein Interview mit Sir Samuel Hoare, in dem dieser sagte: »Wenn ich nichts mit der Politik zu tun hätte, dann würde ich sechs Monate des Jahres mit Schlittschuhlaufen, die übrigen mit Tennisspielen verbringen.« — — Drei Stunden am Vormittag (er ist der erste auf der Eisbahn in Zuoz, Engadin), ungefähr zwei Stunden am Nachmittag ist seine Tagesarbeit. Eine halbe Stunde später dreht er sich mit Lady Maud Hoare zusammen auf dem Parkett bei den Klängen eines Walzers. — — Hoare ist seit langen Jahren Präsident des englischen Tennisverbandes. »Jean Borotra« sagt er, »ist immer noch ein großer Tennisspieler. Ich bewunderte ihn kürzlich in Paris beim Hallenspiel gegen G. von Cramm. Leider sah ich infolge anderweitiger Inanspruchnahme (gemeint war die bedeutungsvolle Unterredung mit Laval) nur den letzten Satz.«

Und Eden?

## Die Lords sind aus dem castle

Man hat mir gesagt, daß Louise Rainer eine Jüdin ist; wenn das wahr ist, würde ich, wäre ich ein Deutscher von reinster arischer Abstammung, sofort Selbstmord begehen. (Viscount Castlerosse in einem Londoner Blatt.)

Auch die Ladies:

Während bisher die meisten der bereits weltberühmten Stars bloß bei dem einen oder bei dem anderen Geschlecht Begeisterung hervorrufen, wirkt die Persönlichkeit und die Schönheit Luise Rainers in gleicher Weise auf Männer und Frauen; von wie wenigen von uns kann man das behaupten! (Lady Inverclyde im ‚Sunday Expreß'.)

Das alles kommt an den ‚Tag', der gleich der ‚Fackel' eine besondere Mission übernommen haben dürfte, englische Stimmen zu verbreiten (wiewohl hier der Ursprung nicht ganz gesichert scheint). Der Herr Viscount Castlerosse (dessen Name in keine Verbindung mit der Aufschrift gebracht werden möge) soll sich, wie man in Wien zu raten pflegt, nichts antun. Was die Erwägung des Selbstmordes von Blutbeständigen betrifft, so dürften bereits an hunderttausend triftigere Gründe vorliegen. Auch die erhitzte, aber bescheidene Lady Inverclyde (deren Name einem, der mehr Beziehung zu Shakespeare als zum Englischen hat, gleichfalls erfunden klingt) wird sich hoffentlich beruhigen. Die Schauspielerin, die es ihr angetan hat, mag begabt sein, heutiges Theatermaß durchaus erfüllen und auch für die Unbilden hiesiger Analphabeten Entschädigung verdient haben — es ist weder erwünscht, daß sie, längst eines bessern belehrt, in Interviews ihre Verzauberung durch den Magier bekennt, noch daß wir erfahren, welche Verheerung sie selbst unter den Lords und Ladies angerichtet hat. Die Wirkung der Helena auf den Faust nebst Zubehör war schließlich noch stärker, nicht zu reden von der Bergner, welche doch Königinnen verzückte und sogleich, auftretend, sich Besitz und Thron erwarb: Pfeile folgen Pfeilen mich treffend; allwärts ahn' ich überquer gefiedert schwirren sie in Burg und Raum — was bleibt mir übrig, als mich selbst zu übergeben, und mir eine Vorstellung vom Niveau des englischen Theaters zu machen.

## Theaterneuigkeiten

Im Rahmen eines vom Deutschen Schriftsteller- und Journalistenverband Österreichs im Klubsaal der Wiener Urania heute veranstalteten Abends hielt Burgtheaterdirektor Hermann Röbbeling einen Vortrag, der »Die universelle Sendung des Theaters« zum Gegenstande hatte und durch seine glänzende Didaktik, sein hohes geistiges Maß und die Gründlichkeit seines Gedankenganges tiefsten Eindruck hinterließ.

*

Im Gespräch mit einem unserer Mitarbeiter äußerte er: »— — Wenn die Politiker in Genf zusammenkommen, um die Welt zu reparieren, mit vorgefaßten Meinungen und Programmen, so müßte eine solche Weihestunde — eine Aufführung der IX. Symphonie oder des »Faust« — der großen politischen Auseinandersetzung vorangehen. — —«

*

... Berühmte Darsteller des Bolingbroke waren: Gabillon, Sonnenthal, Mitterwurzer, Ernst Hartmann und Treßler.

---

## Was ausgeschtelt wird

Im Bundestheatermuseum wurde heute der von Albert Bassermann übergebene Ifflandring zum erstenmal öffentlich ausgestellt. Dieses vielbesprochene Symbol deutschen Schauspielerruhmes besteht aus einem Siegelring, der als Camee das Profil August Ifflands zeigt, umgeben von einem dünnen Goldrahmen und einem Brillantkranz.

Zugleich mit dem Ringe ist das Schreiben ausgestellt, das Bassermann an das Bundestheatermuseum gerichtet hat. Es lautet in der seltsamen Schreibweise des Künstlers, die dieser: »phonetische Ortographie« nennt:

**»... Der mir fon Friedrich Haase zur weitergabe an den ‚würdigsten' fermachte ‚Ifflandring' war fon mir zuerst Alexander Girardi, dann Max Pallenberg und schliesslich Alexander Moissi zugedacht.**

**Diese drai maister der schauschpilkunst schtarben in der folkraft ires schafens.**

**Dieser seltsame Umschtand liss in mir den entschluss raifen den ring kainem darschteler mer waiterzuraichen ...«**

Schon, ob Theodor Doering, der ihn vom großen Devrient überkam, recht tat, als er ihn angesichts der höchsten Burgtheaterkunst dem Nuancierer Friedrich Haase fermachte, muß dahingeschtelt bleiben. Was er — gleich der Moissi-Sammlung — im Burgtheatermuseum zu suchen hat, ist nicht erforschlich. Klarer, daß ihn Girardi wie wenige seiner Zeitgenossen verdient

hätte. Nicht minder klar, daß die Burg des Symbols eines deutschen Schauspielerruhms, den sie bis zu des Jahrhunderts Neige wie kein anderes Theater gehäuft hat, nicht bedarf. Eher wäre es zur Verklärung solcher Vergangenheit ratsam, etliche Porträts aus der Ehrengalerie zu entfernen. Die Bereicherung des Museums um die zweifellos originele Bassermannsche Ortografi hingegen wird kaum von der Erinnerung ablenken können, daß Mitterwurzer ein Genie war. Nun, jedem das Saine. Wenn man aber schon so schreiben soll, wie man spricht — was in Wahrheit ein etwas abgebrauchter Unsinn ist —, so spricht man doch nicht so, und man könnte, mag's auch wahr sain, unmöglich sagen, daß jener Darschteler in der Volkraft seines Schafens schtarb und eine Lücke zurückliss, die nicht mer ausgefüllt wurde. Das sol fonetisch sein? Wer so zu schprechen vermöchte, wäre kainesweegs der geeignete Nachfolger Mitterwurzers. (Ich bin auch der Meinung, daß Herr Bassermann seine Glanzleistung in einer Episode der »Zaza« — Berliner »Barnaytheater« — in vierzig Jahren nicht wieder erreicht hat.) Oder sollte man hier nur zu beklagen haben, daß zu viel veröfentlicht wird, und darum warnen müssen, die Zeitung, die schon der normalen Schreibart nicht gewachsen ist, vor besondere Aufgaben zu schtelen? Möglich, daß der Setzer den Schreiber fonetisch übertrumpft hat und mit den unerläßlichsten Konsonanten und Vokalen nach Belieben schaltete; aber das käme eben davon. (Anderseits entschteht wieder die Frage, ob »Ring« statt »Rink«, »Weitergabe« statt »Waitergabe« — da man doch entschlossen ist, ihn nicht waiterzuraichen —, Druckfeler oder Inkonsekwenz sai.) Wenn sich die Nachschtrebenden derlei zum Muster nemen, wird man in den Teatern noch Schöneres zu hören kriegen, als man schon hört. Die Richtigkeit des Drucks vorausgesezt, dürfte ein origineler Schauschpiler (al er Zeit für solche Kunst hat) eher so schreiben als schprechen. (Wiewohl ich nicht ganz sicher bin, ob ich nicht tatsächlich bei einer Lear-Aufführung in Beers Deutschem Volkstheater ähnliche Töne fernomen habe.)

9



## Gedenken im ‚Prager Tagblatt'

Ein großer Moment hat das folgende Geschlecht gefunden:

Donnerstag, den 19. Dezember 1935

›Nach Neujahr war ich mit Švehla, Tomášek und Habrman beim Präsidenten zum Nachtmahl. Nach dem Essen saßen wir in dem Saal, wo längst verstorbene Habsburger aus goldenen Rahmen kalt herabblickten — — Der Präsident wurde auf einmal ernst und meinte: ›Jungens, ich bin ein alter Mensch, es kann allerhand passieren, in diesem Fall ist da einzig und allein Dr. Beneš — — Ihr werdet Euch der Dinge hier annehmen. Versprecht mir das!‹ Wir schwiegen einen Augenblick, wir sind ja Menschen und ein Mensch denkt selten daran, daß — — Dann versprachen wir es... An diesem Abend blieben wir noch lange bis in die Nacht — — aber den tiefen Eindruck, den wir durch den Teil des mündlich übermittelten Testamentes des Staatsoberhauptes erhalten hatten, trugen wir unvermindert heim und tragen ihn seither bis zum letzten Atemzug in uns‹. — —

Hat man schon so etwas erlebt? Oder auch:

Vieles erlebt' ich, obgleich die Locke
Jugendlich wallet mir um die Schläfe;
Schreckliches hab' ich vieles gesehen,
Kriegrischen Jammer, Ilios' Nacht,
Als es fiel.
— — — — — — —
Sah ich's, oder bildete
Mir der angstumschlungene Geist
Solches Verworrene? sagen kann
Nimmer ich's; doch daß ich dies
Gräßliche hier mit Augen schau',
Solches gewiß ja weiß ich;
— — — — — — —

Wir werden es nicht vergessen. Wir tragen den Eindruck heim. Unvermindert.

## Unparteiisch, ohne Vorurteil gegenüber Rasse, Konfession, Nation

Zwei fesche, kultiv., lebenslustige Vierzigerinnen suchen jüd. Gentl. als
**Freunde.**
Chiffre »Materiell desinteressiert«. Hauptpostlagernd gegen Schein.

---

**Int. Brünette,**
groß, fesch, 26j., temp., ar., berufst., sucht ält., verm., helfenden
**Gentleman**
zw. Dauerfr. Unter »Abendsonne« poste restante Prag II.

---

Bin Jude, 31 Jahre alt, suche
**Skikameradin**
Antworten unter »Nicht groß« hauptpostlagernd gegen Schein.

---

Vernünftige, lebensfrohe, sympathische, jüd. Enddreißigerin, wünscht sich für zweiwöchigen Aufenthalt im Riesengebirge
**netten Gesellschafter**
aus ersten Kreisen. Geldinteressen ausgeschlossen! Zuschriften unter »Wintersonne« hauptpostlagernd gegen Schein.

---

Junger, arischer Rechtsanwalt sucht nette, junge, christliche
**Freundin**
für Sport und Konversation. Freundl. Zuschriften, womöglich mit Lichtbild, unter Chiffre: »Auch Tschechin« hauptpostlagernd gegen Schein.

---

Reigen vom 18. Januar

des verbreitetsten in deutscher Sprache erscheinenden Blatts der Tschechoslowakei und

(keiner der beliebten Druckfehler!)

eines der besten Zeitungen in Mitteleuropa.

Liebesmarkt — ausvrkauft.

---

## Was da heranwächst

Nicht ohne Schmunzeln notiert es oder sie:

Die dankbaren Mitschüler. In einer Prager Schule ist eine Klasse wegen eines Diphtherie-Falls gesperrt worden. Die Schüler dieser Klasse leiteten eine Kollekte ein und sandten dem erkrankten Kollegen zwei schöne Bücher als Dank dafür, daß er ihnen freie Tage verschafft hat.

Werden einmal tüchtige Redakteure sein.

---

## Aufhebung eines physikalischen Grundgesetzes

Also sprach Kubinzky:

Die Vielen, denen aus Raummangel keine Einlaßkarte mehr gegeben werden konnte, würden ihr Fernsein sicher noch viel mehr bedauert haben, hätten sie den Ausführungen des österreichischen Regierungschefs lauschen können.

---

## Nichts als Widersprüche in der Welt

In Widerspruch zu den Meldungen der heutigen Blätter von angeblichen Kuppeleifällen bei einer dieser Truppe stehen auch Briefe einiger Mädchen an ihre Wiener Angehörigen, in denen es heißt, daß es ihnen in Ägypten sehr gut gefallen habe und es ihnen leid tut, daß sie nicht länger dort bleiben können.

## Druckfehler und Wichtigeres

Professor Maximilien Rubel (Paris) teilt mit, daß im Nachdruck seines Aufsatzes in Nr. 912—915 zwei Fehler enthalten waren; es soll auf S. 66, Z. 8 heißen: ›. . . cette tradition que celui ci . . .‹, ebda. Z. 20: ›c'est de la langue que . . . .‹

Auf diese Richtigstellung hat der Autor Anspruch. Die Leser jedoch werden ersucht, die Mitteilung von Druckfehlern, die nur ebenso selten wie unbeträchtlich sein können, als jene ›Zusendungen welcher Art immer‹ aufzufassen, von denen auf dem Umschlag die Rede ist. Solche Fehler werden im eigenen Wirkungskreis nachträglich bemerkt und bleiben der Korrektur für eine etwaige spätere Ausgabe (die freilich durch die Schandzeit problematisch wurde) vorbehalten. In der ‚Fackel' wird die Rubrik, in der sie verzeichnet waren, nicht mehr fortgesetzt werden, gleich der bibliographischen Notiz (über Bücher, Artikel und Notizen, die der Besprochene kaum jemals liest und deren Zusendung ebenso unerwünscht ist) und dem Ausweis von Spenden, der nun leider ohnedies knapp genug wäre. (Irrtümer des Verfassers — wie die Nennung des Namens ›Mercier‹ anstatt ›Verdier‹ irgendwo im Juliheft 1934 — seien auch weiterhin vermerkt.) Die Leser mögen überzeugt sein, daß die Sorgfalt, mit der die Drucklegung der ‚Fackel' erfolgt, durch die Notierung von vier Fehlern unter vierzigtausend Wörtern (deren jedes — nebst seinem Inhalt und allen Möglichkeiten seiner Beziehung, seiner Stellung in der Zeile, seiner Trennung etc. — auch auf den Buchstaben vierzigmal angesehen wurde) nicht extra bewiesen werden muß. Als Entschädigung sei ihnen das Studium unseres Prager Herzblattes empfohlen, in der Ausgabe, die am Tatort schon abends zuvor mit falschem Datum erscheint: als ein Veitstanz der Lettern, wie ihn wohl

noch nie und nirgend ein Meinungsgeschäft vor der Öffentlichkeit zu produzieren gewagt hat. Momente der Besinnung treten nur ein, wenn sich die Setzer über die lustigen Redakteure lustig machen und zum Beispiel eine »Schmußkonkurrenz« vorführen. Daß aber in der Fackel der häufig vorkommende Eigenname »Shakespeare« — bei dem sich der gewissenhafteste Blick, des Korrektors wie auch des Lesers, mit den ersten zwei Silben begnügt — einmal als »Shakespaere« erscheint, braucht niemand zu verdrießen.

*

Nicht unwichtig ist dagegen (wenn er einmal zugesandt wurde) ein Hinweis wie der folgende, welcher dartut, daß sogar schon die amerikanischen Opfer sich der Wiener Seelenschlieferl, die in den Tagen der Inflation vor Ringstraßenhotels auf Beute gelauert haben, zu erwehren beginnen. (Eine Psychoanalin soll einen auch ihr Fremden mit den ihn befremdenden Worten angesprochen haben: »Fühlen Sie sich nicht unglücklich?« Ob das Geschäft perfekt wurde, ist nicht überliefert.) Manche, und die miesesten, sind hinübergegangen, um sich an der Quelle zu etablieren. (Wie in der »Reise in den Mond«, wo auch Charlatane auftreten, die es freilich hienieden noch nicht waren.) Amerika hatte es besser als unser Kontinent, das alte, wiewohl es sich späterhin nicht mehr so sehr für Schlösser und Basalte als für Psychoanalyse zu interessieren anfing, offenbar ein Austauschgeschäft im Hinblick auf die Kartoffel, welche der Drake nach Europa gebracht hat, die aber weniger nahrhaft ist als der Dreck, der dafür nach Amerika gebracht wurde. Schließlich jedoch übersättigt man sich an allem. Da nämlich bekanntermaßen nebst der Fülle von Unbewußtem, an dem der Patient zu leiden hat, das Bewußtsein der Bezahlung einen wesentlichen Bestandteil der Therapie bildet und ihm womöglich noch länger erhalten bleiben muß — ganz im Gegensatz zu allen andern Krankheiten —, so werden allmählich selbst die reichsten Amerikaner gesund. Für den Heilungsprozeß, der sich da vollzieht, ist gewiß ein Bekenntnis wie das folgende ein nicht zu unterschätzendes Symptom:

‚American Mercury', August 1935, über »The Twilight of Psychoanalysis« (S. 387): The words of the brilliant Viennese editor, Karl

Kraus, who wrote that »Psycho-analysis is the disease whose symptomes it purports to cure« are the best epitaph that can be found for a dying science.

*

Höchst unwichtig dafür wieder, und nicht zuzusenden: Belege des Faktums, daß Prager oder Moskauer Schmöcke im Haß verharren oder zur Liebe zurückfinden (oder daß sich beides zugleich begibt). Hat man es einmal angeschaut, wird selbst solches leider wichtig. Die noch immer meinen, man habe jemals mit ihnen die Meinung geteilt, sollen — noch bevor sie als Phönixeln aus dem Weltbrand aufsteigen — ihr Teil zurückbekommen, und so, daß ihnen Hören, Sehen, Polemik und Satire gegen den vergehen wird, von dem sie das alles so miserabel gelernt haben. (Ein Vorschuß folgt sogleich.) »Ick dementiere mir!« hat, sagt man, einst ein Totgesagter gesagt. Ich tue desgleichen und füge noch hinzu: Ick widerspreche mir! Auch wenn's die Trotzbuben, die es einst als Element, Motiv und großes Thema der Fackel — scheinbar — genossen haben, nicht mehr erlauben wollen. Nur darin habe ich mir nie widersprochen: daß alle Vergangenheit, aus jedem Zeitpunkt betrachtet, besser war als die Widerwart; und daß es keine Auskunft gibt.